



Fl. h.

o.

21

St. III. 124/1

Classisches Alterthum

und

C h r i s t l i c h e Z e i t .



INAUGURAL - DISSERTATION

von

AUG. VON EYE.

Göttingen,

gedruckt bei E. A. Huth.

1 8 4 8.

1791. 12. 12.

Classisches Alterthum

und

Christliche Zeit.

VON A. H. SCHNEIDER



ANNO 1814

Erstausgabe

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1814

Wenn es auch bis zum letzten Athemzuge festzuhalten ist, dass nur der Mensch und nicht die Menschheit der letzte Zweck der Geschichte sei, so ist doch auch auf der andern Seite anzuerkennen, dass in dem Ganzen derselben ein geistiges Princip sich offenbart und fortschreitend darin zu verwirklichen scheint.

Schon der erste Blick in die Geschichte thut dar, dass diese durchaus nicht ewig wechselnd Geburt und Tod, ein wildes Chaos ist ohne Gedanken und Absicht. Sie schreitet vielmehr, zwar oft langsam und mit Unterbrechung, doch unaufhaltsam einem bestimmten, wenn auch fern liegenden Ziele zu. Glauben wir auch einmal, dass ihr Gang stocke und sie abgestorben sei, bald bemerken wir, dass neues Leben sich kund giebt und frische Keime ihrem Schoosse entspriessen, die sie schon lange in demselben geborgen und genährt hatte. Und giebt es Zeiten, wo sie in ungeheurem Kampfe gegen feindliche Mächte nur um ihr Dasein zu ringen und ihre Aufgabe vergessen zu haben scheint, ihr Glanz bricht stets siegreich wieder hervor: und vielleicht dann erst bemerken wir, dass ihre innere Entwicklung, wenn auch still und in öden Verstecken, doch ununterbrochen fortgelebt habe. Jahrhunderte braucht oft die Geschichte, um einen neuen Boden für ihr weiteres Gedeihen zu bearbeiten, doch sicher bewahrt sie indess ihre gewonnenen Schätze und versäumt nie, dieselben, wenn es Zeit ist, zu herrlicherem Aufblühen hervorzunehmen. Und welche sind die Früchte, die die Geschichte erzielt? Geist, Freiheit, Sittlichkeit; stets neue Gedanken, Verklärung der natürlichen Exi-

stanz des Menschen, Erhöhung seines Selbstbewusstseins. Die Geschichte ist nichts anderes, als eine Offenbarung Gottes, ihre Bücher, wenn auch zum Theil mit Blut geschrieben, sind Evangelien, ihr Inhalt ist der Geist des höchsten Wesens. Aus Gott stammt sie; zu seinem Vaterbusen kehrt sie unaufhörlich zurück.

Zwar vor der Beschränkung der Geschichte müssen wir uns hier verwahren, welche dieselbe nur Kriegsthaten, Friedensschlüsse, Thronwechsel und Veränderung von Grenzen erzählen lässt; die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts, Alles, was diese befördert hat, gehört in das Gebiet der Geschichtsbetrachtung. Alles, was auf Erden geschieht, was gethan und gedacht wird, steht mit einander in geschichtlichem Zusammenhang. Zwar geht der grosse Strom der Weltbegebenheiten unbekümmert, ja oft feindlich gegen die einzelnen Erscheinungen seinen ihm vorgezeichneten Weg; dennoch läuft jede Einzelheit aus in das grosse Ganze, wie wiederum dieses, ohne je abzunehmen, rastlos sich in tausend und abertausend kleine und kleinste Arme theilt und mündet in jedes Menschen Herz und Sinn. — Die Geschichte bedingt in jeder Zeit den Höhenpunkt des menschlichen Bewusstseins, und eben da, wo sie die höchsten Interessen berührt, wo sie unmittelbar an das Ewige, Unendliche, an das Jenseits anknüpft, ist ein Standpunkt gewonnen, von wo aus ihre ganze Bedeutung erfasst werden kann.

Aber wenn wir unternehmen, eine Vergleichung zwischen classischem Alterthume und christlicher Zeit anzustellen, so treten uns sogleich Schwierigkeiten entgegen, die eine völlige Lösung dieser Aufgabe mindestens sehr in Zweifel stellen. Wie ist es einmal zu verzeihen, nachdem wir vorher einen so weiten Gesichtskreis für die geschichtliche Weltanschauung zu behaupten gesucht haben, dass wir zwar einen bedeutenden, doch immer nur einen Theil aus der Geschichte herausheben und einer gesonderten Betrachtung unterwerfen? Aber diesem Vorwurfe möchte noch wohl am

leichtesten zu begegnen sein. Denn es ist wohl wirklich nicht bloss eine pedantische Vorliebe für das Alterthum noch ein zu ängstlich christlicher Glaube, welcher anerkennt, dass die beiden Geschichtsepochen, von denen zu sprechen wir beabsichtigen, nacheinander den Höhenpunkt des Lebens der Menschheit bildeten. Zwar ist es wahrscheinlich, dass alle Völker des Alterthums, was ihre innere Ausbildung betrifft, ursprünglich mit den Griechen und Römern denselben Entwicklungsgang nahmen, aber keines von ihnen erreichte weder die ideale Höhe der ersteren, noch die feste Crystallisirung, die die letzteren allen ihren Einrichtungen zu geben wussten. Was dann die späteren orientalischen Völker betrifft, deren Geschichte neben der christlichen, bald schroff geschieden, bald wunderbar damit verfließend, herläuft, so ist es wiederum wohl nicht allein die Gluth des Ostens, die uns hindert, bei jenen Söhnen der Wüste, selbst wo sie in Spanien einen irdischen Aufenthalt der Seeligen zu gründen scheinen, eine eben so hohe geistige Bildung, wie bei uns, wahrzunehmen. Und wo hat sich diese je reiner, ungemischter mit fremden Zuthaten gezeigt, als im classischen Alterthum und der christlichen Welt? Die Bildung des Geistes ist im Grunde eine; nur erscheint sie oft in andrer Gestalt. Von den Völkern, die in der Geschichte eine Nebenrolle spielen, wäre im Ganzen dasselbe zu sagen, was von den Hauptvölkern gilt, und eine besondere Betrachtung derselben würde kaum mehr sein, als ein Hervorheben von Verkrüppelungen und Auswüchsen, die sich bei ihnen finden.

Die grösste Schwierigkeit aber, die unsere Aufgabe bietet, liegt ohne Zweifel in der unverweigerlichen Forderung, uns unsere Zeiträume rein gegenständlich zu machen, sie mit unbefangenen Auge anzusehen. Wie leicht geschieht es, dass wir Gedanken, Anschauungen in das Alterthum hineintragen, die nur unserem Bewusstsein angehören. Die Thorheit, dasselbe wegen seines „verruhten Heidenthumes“ zu verdammen, ist überwunden, aber die Gefahr ist noch vor-

handen, mehr darin zu erblicken, als wirklich darin liegt. Sehen wir zum Beispiel die wunderschöne Statue des betenden Knaben an, die sich im Berliner Museum befindet; wie er Augen und Hände gleich inbrünstig zum Himmel erhebt, so werden auch in unserer Brust, die sich mit der seinigen erweitert, Anklänge des Höchsten und Heiligsten laut, das uns erfüllt und bewegt. All' unser Hoffen und die ganze Liebe, mit der wir Gott und Welt umfassen, löst sich aus der Tiefe unseres Herzens und steigt als heisses Flehen empor zum Sitze des Höchsten — und vor uns haben wir in Wirklichkeit nur Einen, der um Schutz bittet, oder einen Athleten, der den Göttern für einen erfochtenen Sieg dankt. — Und wer, den der Drang der Gegenwart einengt, möchte mit freiem Sinn, mit der Gewissheit, wie die Geschichte sie verlangt, ein Urtheil fällen über eine Zeit, die der unsrigen Grundlage ist, der unsre Tage noch angehören? Und die christliche Zeit ist noch nicht zu Ende; Manches, was uns jetzt dunkel, unzulänglich erscheint, muss von der Zukunft erst seine Erklärung und Vervollständigung erlangen. Wer vermag endlich anzugeben, ob nicht noch folgende Jahrhunderte die vergangenen gar in einem neuen Lichte werden erscheinen lassen?

Noch eine Frage drängt sich uns auf. Wo setzen wir die Grenze zwischen Alterthum und christlicher Zeit? welchen Zeitpunkt nehmen wir an, der beide von einander scheide? Das Auftreten Christi, so hoch wir dessen Erscheinung auch ansetzen, ist doch immer nur ein einzeln dastehendes Moment, und es dauert lange, ehe es eine allgemeine, geschichtliche Bedeutung gewinnt. Man hat im Alterthume Spuren vom Christenthume finden wollen; dies wäre vielleicht da der Fall, wo letzteres auf das Gebiet des rein Menschlichen hinüberspielt. Aber, was wichtiger ist, können die Eroberungszüge Alexanders, der Hellenismus, darin aufgelöst der Geist des Alterthums sich über einen grossen Theil der damals bekannten Erde verbreitete, endlich die

Römische Herrschaft nicht als die besten Grundlagen angesehen werden, auf denen das Christenthum erwachsen und sich ausbreiten konnte? Die Menschheit hatte schon lange der neuen Zeit entgegengelebt, ohne eine Ahnung davon zu haben. Und nach Christi Scheiden, nachdem seine Lehre schon über das Heidenthum den Sieg davon getragen hat — wie lange trägt dieselbe noch ein heidnisches Gewand. Die alten Völker müssen erst am Christenthum sterben und eine neue Welt sich erheben, darauf es heimisch werden kann, ein anderes Geschlecht muss erstehen, das in seiner Luft zu athmen vermag. Wie die beiden grossen Zeiträume, von denen wir sprechen, im Ganzen genommen, sich auch merklich unterscheiden, eine bestimmte Grenze dürfen wir zwischen ihnen nicht setzen; ihr Ende und Anfang fliessen zusammen, der spätere entwickelte sich aus dem früheren. — Doch werden wir es uns versagen müssen, diesen interessanten Gegenstand in unserer Untersuchung näher zu berühren; liegt es uns nur ob, die Hauptunterschiede beider Zeiten näher in's Auge zu fassen und in ihren wichtigsten Beziehungen durchzuführen.

Der Grieche — von ihm, als dem idealsten Repräsentanten seiner Zeit, können wir vorzugsweise sprechen — hatte zwar ein Jenseits, doch ein Jenseits, das dem Diesseits im Wesentlichen gleich war. Wenn dem Glücklichen im Elysium auch ewige Ruhe und Seligkeit versprochen wurde, so war doch das Glück, das dort seiner harrte, durchaus kein anderes, als welches auch die Erde gewähren konnte. „Sinnenglück und Seelenfrieden“ machte hier, wie im zweiten Leben den höchsten Grad der Glückseligkeit aus. Und wer so begünstigt war, schon im ersten dieses Gut zu besitzen, konnte um so unbekümmerter sein Glück geniessen, als die Bedingungen der zu erwartenden Freuden am wenigsten die Entsagung der gegenwärtigen in sich enthielten, vielmehr durch die Bestimmtheit, mit der sie ausgesprochen waren, jeden Zweifel über das zukünftige Loos entfernten.

Denn die jenseitige Seeligkeit war entweder ein reines Geschenk der Götter, oder unter dem leitenden Schutze der Mysterien auf ziemlich mechanischem Wege zu erlangen. Der Gedanke daran hatte auf die Gegenwart keine andere Einwirkung, als dass er das Drückende des einst bevorstehenden Todes milderte, wenn nicht aufhob, störte also keineswegs den Genuss des Augenblicks. Ja, das Glück dieser Zeitlichkeit galt gewissermaassen mit als Bedingung für das, was die Ewigkeit bot, und wer hier im Leben elend war, dem blieben für das Jenseits nur Hoffnungen so zweifelhafter Art, dass er am besten that, wenn er das wenige Gewisse, was ihm noch zu Theil geworden, so gut es gehen wollte, genoss, und nicht an das dachte, was nach dem Tode ihm bevorstand. So war man also im Alterthume auf jede Weise auf diese Erde, auf das Diesseits angewiesen, musste darauf sein Streben nach Befriedigung, sein Wollen, Denken und Thun einschränken. Was die blühende Pracht seines Landes dem Griechen bot, der genuss- und wechselvolle Raum zwischen Wiege und Grab ihm entgegenführte, das musste er dankbar annehmen. Die Erde war sein Himmel, seine irdische Natur seine Vollkommenheit; eine Beziehung zwischen ihm und etwas Höherem fand er nirgend. Er musste die Welt und sich selbst nehmen, wie beide einmal waren, wie er beide vorfand. Im Alterthum war Alles berechtigt, weil es da war und war vollkommen, wie es da war und es war nur da, um da zu sein. Indess war sein eigener Grund und Zweck. Die sinnliche Welt hatte gleiche Geltung neben der übersinnlichen; Natur neben dem Geiste. Schönheit galt so viel, wie die Tugend; die so oft gepriesene *καλοκάγαθία* war des Menschen höchstes Ideal, die harmonische Ausgleichung von äusserem und innerem Leben seine Vollendung.

Der Christ hat ein Jenseits, das seines Hoffens Ziel, seines Strebens Zweck, seines Lebens Bedingung, die Verwirklichung seines Daseins ist. Mögen wir nun annehmen,

dass dies Jenseits nach dem leiblichen Ende liege, oder dass es eine Idealwelt sei, die hier auf Erden selbst zu verwirklichen ist, beide Male stellt es sich dar als das Reich des reinen Geistes, beide Male ist es aber auch etwas noch nicht Erschienenes, schon Erfasstes, sondern liegt noch in weiter, unberechenbarer Ferne. Das Diesseits aber, sei's der Zeitraum vor dem Tode, sei's das Leben, wie es in der Gegenwart noch erscheint, hört auf, Heimath des Menschen zu sein und erhält erst durch die gänzliche Hingabe, durch das „Aufheben“ in das Jenseits Berechtigung und Werth. Das ganze Leben des Menschen wird ein Streben nach einem fernen Ziele. Mag Einer in gemessenem, selbstbewussten Schritte, oder in fröhlichem, unbefangenen Tanze seinen Weg verfolgen, mag Einer wie eine dunkle, traumartige Erscheinung auf dem Strome der Zeit fortzittern, Keiner kann sich abtrennen von dem grossen Zuge der Geister. Ruhe giebt es nicht mehr; Befriedigung, Zufriedenheit findet sich nur noch im Fortschreiten. Schon in der zartesten Jugend wird dem Christen beigebracht, dass das irdische Leben nur ein Anfang, die Erde eine Schule, die ewige Seeligkeit des Menschen eigentliche Bestimmung sei. Aber nicht allein ein Gebot, das von aussen kommt, eine tiefinnere Stimme, die Qual des eigenen sittlichen Bewusstseins treibt uns. Denn kaum erwacht dieses, als es sich auch schon verletzt fühlt und einen Ort sucht, wo es ohne Kampf und Wunden verweilen mag. Sollen wir noch des Dranges nach Wissen erwähnen, und was sonst uns reizt, den dunklen Staub der Erde, das rohe, nur natürliche Sein zu verlassen und aufzustreben zu den Regionen des Lichtes und der Wahrheit, des Geistes und der Liebe? Das Sinnliche erscheint als ein Feind, als ein Damm, der uns hemmt, und können wir uns desselbigen auch nicht entledigen, so suchen wir es zu überwinden durch Kampf oder zu erklären durch Sittlichkeit. In diesem Sinne erhalten auch alle Dinge, die ausserhalb des Menschen sind, ihre Deutung und

Würdigung. Verdammenwerth erscheint, was ihn in seinem Streben aufhält; Werth hat nur, was dieses befördert; wirkliches Eigenthum des Menschen wird allein, was er mit in das Jenseits, in das Reich des Gedankens hinübernehmen kann. Kein Ding ist mehr geschätzt um sein selbstwillen; es gewinnt nur Bedeutung als Träger oder Ausdruck des allein berechtigten Geistes.

Im Alterthum war der Mensch an und für sich, wie er erscheint, das Wesen, welches sich empirisch als solchen fühlte, die Hauptsache; Körper und Geist waren dem Bewusstsein gleich dienstbar. In der christlichen Zeit ist der Geist, wie zu seiner richtigen Erkenntniss so zu seiner vollen Anerkennung gelangt; er ist Haupttheil des Ganzen.

Und das nur eben ist der Unterschied, den wir suchen, dass im Alterthum das natürliche, sinnliche Element, wenn auch nicht überwiegt, doch dem geistigen völlig die Wage hält, in der christlichen Zeit aber der Geist vor jenem das Uebergewicht behauptet.

Dies zu bestätigen, treten sogleich eine Menge auffallender Erscheinungen uns entgegen. Wie bezeichnend ist für die Alten der, man könnte sagen: geistreiche Genuss sinnlicher Freuden, wie er besonders die Athenischen Festgelage besonders auszeichnete. Oder, um auf Dinge zu kommen, die für eine Vergleichung mit unserer Zeit bequemer sind, so ist es ja hinreichend bekannt, um nur Eins anzuführen, wie im Alterthum die Erziehung ihre Sorge gleichmässig auf die Entwicklung des Leibes wie des Geistes verwandte, während bei uns letzterer nur zu häufig auf Kosten des ersteren begünstigt wird. Man stelle nicht als Einwurf die ritterlichen Uebungen des Mittelalters dagegen; was diese mittelst körperlicher Kraft erzielten, war eigentlich eine Forderung des geistigen Lebens und Strebens jener Zeit. Im Bewusstsein, oder, was damals dafür in die Stelle trat, im Glauben der Menschen war der Werth des sinnlichen Theiles unseres Selbst tief genug herabgesetzt;

man denke nur an die Kasteiungen, an die Kreuzigung des Fleisches, die in jener Zeit der Extreme Sitte war, die den Alten aber etwas Verabscheuungswürdiges gewesen sein würde. Diese wandten vielmehr eine solche Sorgfalt auf die Pflege ihres Körpers, dass bei ihnen als gewöhnliche Ordnung des Tages geübt wurde, was bei uns, einmal versucht, dem Vorwurf der Eitelkeit nicht entgehen möchte. Selbst nach dem Sterben konnten sie sich nicht von dem Leben des Leibes getrennt denken; woher sonst diese blühenden Verzierungen und reichen Ausstattungen ihrer Gräber, diese lebensvollen, oft überlustigen Darstellungen an ihren Sarkophagen? Wie lustig machte man sich über den Euripides, wenn er ahnungsvoll fragte, ob nicht das Leben Tod, der Tod erst Leben sei? — Doch diese rein empirischen Andeutungen würden wenig beweisen, wenn nicht auch eine tiefer gehende, mehr systematische Betrachtung beider Zeitalter dem Unterschied derselben darzuthun und in allen Richtungen des menschlichen Daseins nachzuweisen vermöchte.

Wie ein natürliches Moment seine Existenz nur im Raume, unter Ausschliessung und Verdrängung alles Gleichartigen zu haben im Stande ist, so herrschte auch im Alterthum das diesem Naturgesetze entsprechende Princip des Egoismus, zwar durch die Wirkung des gleichmächtigen Geistes vor innerer Auflösung und Selbstzerstörung geschützt. Aber überall bemerken wir im antiken Leben ein merkwürdiges Streben nach Vereinzelung und Feststellung des Einzelnen — ein unablässiges Ringen jedes einzelnen Staates, ja jeder Stadt, sich als selbständige Macht darzustellen. Und wie streng und mit welcher ausgeprägten Bestimmtheit schieden und unterschieden sich die einzelnen Griechischen Stämme nach allen Richtungen sowohl des öffentlichen wie des privaten Lebens. Selbst auf dem engen Raume ihres ursprünglichen gemeinschaftlichen Vaterlandes findet sich eine Verschmelzung der Stammesverschiedenheiten höchst

selten. Und die Colonien, die sie durcheinander aussandten, pflegten auch in weitester Ferne vom Lande ihres Ursprungs bis in die spätesten Zeiten dessen eigenthümlichen Charakter zu bewahren, ohne ihrer Umgebung auf Verfassung und Sitte irgend einen Einfluss zu gestatten. Zwar finden wir einen Vereinigungspunkt der verschiedenen Griechischen Stämme und Staaten in den Einrichtungen des Amphiktyonenrathes, der gemeinsamen Spiele und Orakel u. a., aber diese dienten wenigstens eben so sehr dazu, die Hellenische Nationalität gegen aussen hin abzuschliessen, als im Innern zu verbinden.

Was das Leben des Einzelnen betrifft, so fand im Alterthum jede Individualität vollkommene Anerkennung und unbeschränkte Freiheit, sich selbständig zu entfalten und geltend zu machen. Nur in sofern Einer Mitglied und Bürger des Staates war, musste er den Forderungen entsprechen, die dieser gemeinsam an alle machte und die Pflichten übernehmen, die ein solcher Vorzug bedingte, sonst war seinen Neigungen und Fähigkeiten weder eine bestimmte Richtung ihrer Entwicklung noch irgend eine Schranke vorgezeichnet.

Die Forderungen, die man in unserer Zeit an einen „gebildeten Menschen“ macht, war damals verhältnissmässig gering und so wenig herrschsüchtiger Art, dass Jeder, der mit Muth und Geschick auch nur eine einseitige Richtung im Leben verfolgte, wie des Gelingens, so der gebührenden Anerkennung gewiss sein konnte. Durfte doch jener Feldmann und Staatsmann, als bei einem Gastmahle ihm zum Spiele die Leyer gereicht wurde, die der Sitte gemäss bei allen umherging, ohne Scham seine Unkunde eingestehen und mit einer stolzen Bemerkung das Instrument seinem Nachbar reichen. Mochte es sich auf diese Weise auch oft herausstellen, dass die Bildung der Alten beschränkt war, ihr thätiges Leben war dafür desto freier. Der Bürger durfte nur nicht Sklavenarbeit verrichten, sonst mochte er treiben,

wozu er sich angetrieben fühlte. Das Talent fand das weiteste Feld, sich zu ergehen; keine ängstliche Staatseinrichtung, kein beengender Zwang der Sitte, kein falscher Begriff von Anstand stellte sich der freien Wirksamkeit des Mannes entgegen. Sophokles war zugleich Dichter und Schauspieler, Priester und Feldherr. Aber Jeder verdankte auch nur den eigenen Anstrengungen seine Erfolge; ein Tragen und Getragenwerden, wie es im christlichen Leben herrscht, fand sich im Alterthum nicht. Nicht Nacheiferung, das Verlangen zu übertreffen war ein Sporn, der zu Thaten trieb. Ueberhaupt lässt sich eine gewisse Härte aus dem Alterthum nicht wegläugnen. Verdienst wurde anerkannt, ein Vergehen aber auch an derselben Person ebenso unerbittlich bestraft. Der Mensch gab durch seine That sich selbst zu erkennen; die Handlungen, die Einer vollbrachte, wurden getrennt von ihm beurtheilt. Wohlthaten brachten mehr Dank als gute Meinung, ein begangenes Unrecht mehr Hass als Verachtung; Grösse erregte mehr Bewunderung als Hochschätzung, mehr Lob als Anerkennung — mehr aber noch Neid. Es sind uns aus jenen Zeiten ja nur zu viele Beispiele überliefert, wie Neid sein volles Spiel hatte gegen Gute sowohl wie gegen Glückliche. Undank hat sich nie so in seiner hässlichen Nacktheit gezeigt, wie im Alterthum.

Der Geist aber, im Gegensatz zum bloss Natürlichen, ist eins und findet sein ungetrübtes Dasein nur im Ganzen. So gilt in der christlichen Zeit — man wagt zwar kaum es auszusprechen — das Princip der Liebe; denn diese Liebe hat sich von je kaum anders offenbart, als in Hass, Fanatismus, Verfolgung und Bekehrungseifer, Inquisition und Herrschsucht, doch dem Grundbegriffe nach ist dieses alles eins. Jeder Mensch sieht in jedem anderen sein zweites Ich, einen Theil von dem grossen Ganzen, zu dem er selbst gehört, und das gemeinsame sittliche Bewusstsein, wie dieses auch in den verschiedenen Zeiten benannt sein mag,

giebt Jedem an jeden Anderen ein Recht. Verkehrt und tadelnswürdig kann allein die Weise sein, wie dieses Recht erfasst und ausgeübt wird.

Wir haben angeführt, wie die Griechische Nationalität in sich getrennt war; die christliche Menschheit tritt sogleich auf als eine „katholische“, durch ein gemeinsames Band auf's Engste verbunden und vereint sich bald unter den beiden obersten Häuptern, den „Lichtern der Erde“, wie sie so oft genannt werden, dem Papst und dem Kaiser. Zwar zerfällt, wie es nach natürlichen Gesetzen nicht ausbleiben konnte, die Christenheit noch in verschiedene Nationalitäten, doch diese blieben in grösseren Massen neben einander bestehen; statt der Staaten des Alterthums haben wir in der christlichen Zeit Reiche. Und war das Verhältniss unter jenen ein feindliches, so sind unsere Länder, wenn auch keineswegs stets durch Ruhe und Frieden, doch durch das gemeinsame sittliche Bewusstsein und gleiche geistige Streben aneinandergekettet; und maasst sich auch oft die Politik das Recht an, Landschaften und Völker willkürlich zu verknüpfen und zu trennen, so sind es im Grunde doch immer jene höheren Mächte, die in solche Gewaltstreiche die Versöhnung hineintragen oder sie überhaupt nur möglich machen. — Die Idee allgemeiner Menschenrechte spukte im Alterthum nur in den Köpfen einzelner Philosophen; von einem Weltbürgerthum aber findet sich keine Spur. Das Recht und die Wahrheit des ersten Gedankens ist vom christlichen Bewusstsein längst anerkannt; und wer da glaubt, dass die Zukunft der Geschichte das so viel besprochene und oft verheissene Weltbürgerthum in sich berge, könnte wenigstens jenseits des Oceans, in der neuen Welt, wo sich eine neue Geschichte anzuspinnen scheint, Belege genug für seine Meinung finden.

Was die gesellschaftliche Bildung der christlichen Zeit betrifft, so fragt es sich, ob die des Mittelalters und die moderne in denselben Gegensatz zu der alten gesetzt werden

können? Die Bildung des Mittelalters hat in ihrer äusseren Erscheinung mehr Aehnlichkeit mit der des Alterthums als mit der unserer Tage. Wir haben schon von den ritterlichen Uebungen und Turniren gesprochen, deren Vergleichung mit den gymnastischen Spielen der Alten nahe liegt. Aber diese übten den Körper zunächst nur seiner Ausbildung wegen, im Ritterthume waren weiter gehende Zwecke, Kampf und Krieg, Ruhm und Ehre, die man einzuerndten gedachte, die Hauptsache. In den Wettkämpfen der Alten war wiederum die Tüchtigkeit des Körpers, das Vermögen, den Sieg zu erringen, in den Ritterspielen hingegen die That, die Ueberwindung des Besiegten Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit und des Ruhmes. — Mehr aber werden wir für unseren Zweck gewinnen, wenn wir in spätere Zeiten vorschreiten, wo das christliche Leben sich mehr zu einem geistigen entfaltet hat. Die Bildung ist in unseren Tagen zu einem Gemeingute geworden, dessen wenigstens bis zu einem gewissen Grade theilhaftig zu werden, Jeder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat. Während der Griechen sich selbst bildete, verdanken wir die Entwicklung unseres Geistes hauptsächlich dem Unterrichte. Neben der besondern Bildung eines Jeden giebt es noch eine allgemeine, die, wenn sie auch eher vermisst werden kann, als jene, doch in höherer Schätzung steht. — Daher auch der äussere Unterschied der antiken und modernen Bildung, die erstere trägt den Charakter der Virtuosität, die letztere den der Universität. Unser Leben aber ist bei weitem einseitiger, beschränkter, als das der Alten. Jeder Einzelne nimmt einen bestimmten Platz ein in der menschlichen Gesellschaft, und einen solchen zu erringen, bedarf es aller Anstrengung der Jugend; seine Behauptung und würdige Ausfüllung erfordert die ganze Kraft der reiferen Jahre. Derjenige ist noch nicht als der unglücklichste anzusehen, dessen Geist blos eine Lücke auszufüllen dient.

Aber gehen wir dazu über, die einzelnen grossen Verhältnisse des Lebens näher in's Auge zu fassen.

Der Staat des Alterthums erwuchs und entwickelte sich, wie ein reines Erzeugniss der Natur. — Ueber die Entstehung des Staates überhaupt ist manche Untersuchung angestellt; die einfachste Lösung dieser Frage ist gewiss die sicherste.

Im Anfange lebten die Menschen wohl nur neben einander; es gab weder Freundschaft noch Feindschaft, weder Friede noch Krieg. Klugheit lehrte den Schwächeren, dem Stärkeren auszuweichen; dieser behauptete den Platz, den er einnahm, ohne Mühe und Sorge; jenem gaben im Nothfalle Wurzeln und Früchte der Erde unbeneidete Nahrung, diesem blieb sein Jagdrevier zu Wasser und zu Lande unverkürzt. Das natürliche Verhältniss der Familie, welches sicher eher bestand, als der Staat, gewährte die einzige Verbindung der Menschen und fügte zu der blossen Nothdurft des Lebens die erste Ahnung seines höhern Reizes. Da der Menschen mehr wurden, zogen sie als Hirten umher, aber auch für diese Lebensweise bot endlich die Erde nicht Raum genug, oder ein Theil der Umherziehenden wurde in Gegenden gedrängt, die freiwillig den nöthigen Unterhalt nicht gewährten. Hatte man sich bisher von der Weite des Erdreiches nähren lassen, so musste man sich jetzt an das Vermögen desselben wenden, man suchte seiner Fruchtbarkeit das Fehlende abzugewinnen. Es entstand der Ackerbau. Der Same aber, den der Mensch der Erde anvertraut hatte, trug ihm schönere, reichere Frucht, als er erwarten mochte; es keimte zugleich das Glück der Heimath, die Wohlthat des Staates mit herauf. Der längere Aufenthalt an demselben Orte, den die Ueberwachung der Erndten erforderlich machte, führte zur Einrichtung bequemerer Wohnungen: die Sicherheit des Daches erhielt den Vorzug vor dem losen Schatten eines Baumes; das Dunkel der Höhle wurde ersetzt durch den festen Verschluss einer Vorrathskammer; die Flüchtigkeit

des Zeltcs verwandelte sich in die Stetigkeit eines nie verlöschenden Herdes, der als der Sitz der Götter endlich seine letzte Weihe erhielt. Gleiche Arbeit und gemeinschaftliche Hoffnung verband die Einzelwohner zu Nachbarn, gleiche Natur des Himmels und der Erde, gleiche Sprache und die Gewohnheit der Verheirathung untereinander zu Stammgenossen. Gegenseitiges Bedürfniss, gemeinschaftliche Rechte und Pflichten, die Gefahr, die von aussen Allen gleichmässig drohte, führte Einzelne zu noch engeren Verbindungen, zu Gemeinden zusammen. Diese konnten sich aus mannigfachen Ursachen und Anlässen, freiwillig oder unfreiwillig, wieder zu grösseren Vereinigungen zusammenthun. Ein solcher Verband von Menschen war aber noch keineswegs ein mit bestimmter Absicht geschaffener Staat; ein deutlicheres Bewusstsein erwachte nur nach und nach, und die Menschen erkannten ihren Staat erst, als sie ihn schon lange besassen. — Zwar der rohesten Existenz hatte man sich durch denselben entzogen; die Ungebundenheit hatte man aufgegeben; jedoch Freiheit noch keineswegs zum Ersatz erhalten. Die Noth hatte zum Staate den ersten Keim gelegt; nach natürlicher Nothwendigkeit entwickelte sich sein Organismus. Verschiedenheit der einzelnen Theilnehmer trat ein; für deren selbständige Bewegung war noch kein Raum. Die Stelle, die Einer einmal im Besitz hatte, veränderte er nicht, vererbte sie vielmehr auf seine Nachkommen. Der Ackerbauer überliess nach seinem Tode seine Ländereien den Kindern, der Hirt seine Heerden — und diese fuhren fort, den Acker zu bauen oder die Heerden zu hüten. Der Sohn des Kriegers erhielt zum Vermächtniss die Waffen seines Vaters und damit dessen Amt und Pflicht; der Handwerker bereitete schon bei seinen Lebzeiten seine Kinder vor, dass sie das Gewerbe, welches er übte, fortsetzen konnten, und so ging dies durch alle Stände. Alles Recht war damals Gewohnheit, alle Gewohnheit musste endlich zum Rechte werden; es entstand

die Kasteneintheilung, die eine der ältesten Staatsformen gewesen zu sein scheint.

Die weitere Entwicklung der Staaten hemmten dann oft ungünstige Umstände, wie es ja fast allen Asiatischen Völkern erging, die, indem sie unter Despotie geriethen, sich von jenem alles freie politische Leben und sittliche Bewusstsein ausschliessenden Mechanismus nie zu lösen vermochten — wenn nicht gar durch fremde Gewalt, wie es meistens geschah, auch die letzte Erinnerung an die frühere eigenthümliche Verfassung getilgt wurde.

Den Vorzug einer freien Weiterentwicklung des staatlichen Lebens behielten vor unserer Zeitrechnung nur die Pelasgischen Stämme, aber nicht einmal sie sämmtlich erreichten den Stand der Bildung, die später als die Hellenische eine so hohe Blüthe erlangte. Dass aber die Griechen — nur der Zeit nach von den Palasgern verschieden — einmal mit den übrigen Völkern des Alterthums auf einer ähnlichen Culturstufe standen, ist nicht nur nach der Natur aller menschlichen Verhältnisse vor auszusetzen, sondern sogar von ihnen selbst, die doch ihr Geschlecht und alle Einrichtungen so gern unmittelbar von den Göttern ableiteten, eingestanden. Das Kyklopische Leben, von dem die Alten sprechen, bezeichnet offenbar nichts anderes als jenen ersten Naturzustand der vorgeschichtlichen Zeit. Und selbst im späteren Alterthum finden sich noch manche Spuren, die darauf hindeuten, dass der Griechische Staat mit dem Orientalischen denselben Bildungsgang genommen habe. So soll Theseus die alten Bewohner Attikas in Eupatriden, Geomoren und Demiourgen eingetheilt haben — eine Eintheilung, die, wenn sie wirklich einmal sich fand, gewiss auch schon vor Theseus bestand und von ihm wohl höchstens eine neue politische Bedeutung erhielt — ferner galt bis auf Clisthenes eine Stammeintheilung, wornach einzelne Stämme Namen trugen wie Hopletes, Argadeis, Aigikoreis u. a. Sollten wir hierin nicht Ueberbleibsel einer alten, nur noch dem

Namen nach bestehenden Kasteneinrichtung finden dürfen? Die Hopletes, vielleicht gar auch die Eupatriden des Theseus, bildeten ursprünglich sicher keinen besonderen Stamm, sondern, wie es wahrscheinlicher ist, die Kriegerkaste oder wenigstens den Stand der Krieger; die Geomoren und Argadeis die Kaste der Ackerbauer, die Demiourgen die Kaste der Handwerker und die Aigikoreis den Hirtenstand. Dass auch Vererbung eines Standes bei den Griechen nicht ausser aller Sitte lag, zeigt das Beispiel der Dädaliden, welchem Geschlechte bis auf Sokrates die Bildhauerkunst eigenthümlich blieb. Sonst wurde in den Familien nicht mehr Amt und Gewerbe, sondern die Gottesverehrung vererbt. — Auch die Komen, woraus die späteren Griechischen Staaten sich zusammensetzten, waren ursprünglich nichts Anderes, als solche Gemeinden, zu denen Einzelwohner sich verbunden hatten. Das Band, das sie zu grösseren Gemeinschaften, zu Staaten vereinte, blieb oft sehr lange nur ein ideelles, wie z. B. in Arkadien. Theseus zog die Komen von Athen zusammen und machte so aus Attischen Bauern Athenische Bürger. Erst jetzt konnte ein politisches Leben erwachen und dies entwickelte sich nun auch, durch die günstigsten Umstände befördert, in raschem Fluge, mit stets erhöhtem Bewusstsein. Vom patriarchalischen Königthum gelangte man zur Aristokratie, von da kam man, zwar nicht ohne der Geschichte oft blutigen Tribut zu zahlen, doch noch in ganz naturgemässer Bewegung, zur Demokratie, wo das politische Bewusstsein sich gleichmässig über alle Staatsbürger vertheilte und so sich vollendete. Der Wille des Einzelnen ging auf im Ganzen, und das Ganze bethätigte den Willen des Einzelnen. Auf diesem Punkte war es, wo Naturkraft und Geist sich zu völligem Einklang ausglich und auf's Innigste einander durchdrangen.

Dieses entwickelte sich zwar am reinsten und mit den wenigsten Unterbrechungen in Athen, doch schlugen alle Griechische Staaten eine ähnliche Richtung ein. Denselben Weg

ging im Ganzen auch die Römische Republik, zwar unter grösserem Aufwande von Kräften und von Anfang an mit mehr Bewusstsein ein bestimmtes Ziel verfolgend, dem jedoch derselbe Gedanke zum Grunde lag, den die Griechen zu verwirklichen strebten.

Mit dem Staate erhob sich der Mensch zuerst aus dem bloss natürlichen Dasein; der Staat war der erste Anlass und die Wiege seines geistigen Erwachens, das erste Zeugniß seiner sittlichen Bestimmung; er blieb den Völkern des Alterthums, die Muth und Kraft hatten, sich denselben zu erhalten, fortwährende Bedingung ihrer Freiheit und des höchsten Selbstgefühls. Man hatte vom Staate zuerst nur Schutz gegen äussere und innere Feinde gesucht, er verlieh zugleich Macht und Ruhm und die Bürgschaft für die Fortdauer von beiden; er wurde wie er früher des Menschen nothwendigster Besitz gewesen war, zugleich ein unschätzbares Gut, ja das höchste. Denn der Glaube versprach selbst in einem zukünftigen Leben keine höhere Glückseligkeit, als unter dem Schutze des Staates die Erde schon gewähren konnte; die Ehe war noch ohne Verheissung, Kunst und Wissenschaft, soweit man sie damals kannte, standen hinter dem Leben zurück, wie Schein hinter der Wirklichkeit, Kenntniss hinter Besitz und Genuss. — Alles was der Mensch im Alterthum besass, betrachtet er als ein Geschenk der Götter, nur den Staat verdankte er sich selbst, er trug und erhielt ihn, und so wurde dieser auch sein heiliges Recht. Weil aber nicht Einer, sondern eine Gemeinschaft von Menschen ein gleiches Recht an dem Staat hatten, und dieser eben es war, der die Gemeinschaft bildete, so musste endlich der Einzelne in jenem auch den Quell aller seiner Pflichten erkennen: Und das gerade ist das Wichtigste. Güter und Rechte kann auch der bloss natürliche, sinnliche Mensch haben, der für sich allein lebt; Pflichten hat nur der Mensch, der in Gemeinschaft mit anderen lebt. Indem aber der Staat den Menschen in eine solche Gemeinschaft einführte, ihm Pflichten

gab, stempelte er ihn zu einem höheren Wesen und wurde so selbst der erste Träger der sittlichen Idee, soweit sich diese im Menschengeschlechte offenbart und verwirklicht, sich demselben mitgetheilt hatte.

Deshalb musste es aber auch für das grösste Glück gehalten werden, dem Staate als Mitglied anzugehören, dieser musste der höchste Zweck alles menschlichen Strebens sein. Und wirklich gehörten im Alterthume ihm auch die ersten Pflichten; die Tugenden, die sich auf ihn bezogen, waren die vornehmsten; dem Vaterlande geleistete Dienste fanden den meisten Ruhm: der Grabstein des Aeschylos erzählte, dass dieser bei Marathon gefochten, und verschwieg seinen Dichterruhm. Ja, eine Tugend, die die des Staates, das allgemeine Bewusstsein überragte, konnte nicht geduldet werden; ein noch grösseres Verbrechen war es, wenn Einer mehr sein wollte, als nur Bürger des Staates. Ersteres richtete der Ostracismus, der sogar den Aristides verbannte; letzteres Vergehen wurde in der Person des Sokrates bestraft.

Bis zum Staatsbürgerthum brachte man es im Alterthum; als jenes sich lös'te und im Werthe sank, ging auch das letztere dem Verfall entgegen. Wenn Aristoteles den Menschen als „*ζῷον πολιτικόν*“ definirt, so giebt er damit den höchsten Grad der Bildungsstufe an, den jener damals erreicht hatte und nach seiner Erkenntniss überhaupt erreichen konnte. — Das Alterthum zeigt, was der Mensch vermag, wenn er selbständig aus dem Schoosse der Natur, allein an ihren Brüsten sich entwickelt. Die Vollendung jener ersten Geschichtsepoche lässt uns die neuere Zeit gewissermassen als eine ganz neue Schöpfung erscheinen und der Apostel Paulus hat nicht Unrecht, wenn er Christus als einen zweiten Adam bezeichnet.

Aus dem oben Gesagten erklärt sich auch leicht das Verhältniss, in welchem das classische Alterthum zu der übrigen Welt stand. Es nannte mit vollkommenem Rechte

Alle, die nicht in gleichen staatlichen Verhältnissen lebten, Barbaren, und wer nicht Bürger war, nicht mit zum Staate gehörte, musste rechtlos erscheinen. Dass die Griechen dennoch Sklaven und Fremde nur als Unmündige und Schützlinge ansahen und ihnen ein gewisses Maass von Recht und Rechten einräumten, ist nur dem milden, humanen Sinne dieses edlen Volkes zuzuschreiben. Wie aber dennoch oft unbewusst das naturgemässe Verhältniss in den Erscheinungen des Lebens sich hervordrängte, dazu giebt unter Anderem die Einrichtung in Athen ein Beispiel, die die Fremden, wenn sie Streitigkeiten unter sich hatten, vor die Obrigkeit des Krieges, den Polemarchen, wies und sie so gewissermassen als Feinde erscheinen liess.

Der Staat der christlichen Zeit ist eine reine Hervorbringung der Geschichte.

Lange hatte die Germanische Welt, in welcher er gebildet werden sollte, ein fast regungsloses Leben geführt, hinreichend gesättigt durch das Gefühl innerer Gesundheit und zufrieden mit der Gewissheit freier Unabhängigkeit; zwar ohne Gefahr der Fäulniss, aber auch ohne Bedürfniss der weiteren Entwicklung. Da wendet die Geschichte ihr Auge auf diese kräftigen, lebensvollen Stämme, die im Stande sind, ihren fernerer Gang durch Jahrtausende zu unterstützen und mit ihr die neue Aufgabe zu lösen, die ihr nach Beendigung des Alterthums gestellt ist. Sie findet aber noch nichts vor, als eine ungeheure Naturkraft, und es kostet ihr zuerst nicht geringe Mühe, diese für ihre Plane zu gewinnen und zuzubereiten. Sie lockt sie durch die Reize schönerer Länder, fordert sie heraus durch den Hohn Römischer Söldlinge; sie zerzt endlich die Ungeheuer der Asiatischen Wüsten herbei, um nur erst diese gewaltigen Kinder der Natur vom heimischen Boden loszureissen. Der Schrecken treibt diese zum Bewusstsein ihrer eigenen Stärke; sie gerathen in Bewegung und es beginnt der chaotische Kampf der nun sich selbst überlassenen Kräfte, dessen erster Er-

folg der völlige Untergang der alten Welt ist. Die zweite That derselben war die eigene Bewältigung. Es entstehen neue Staaten, aber ganz anderer Natur als die des Alterthums. Hatten diese dem Menschen volle Freiheit und die höchste Schätzung seines Werthes zuerkannt, so ist der Gewinn des neuen Staates ein entgegengesetzter; er raubt die früher besessene Selbständigkeit und tilgt die Gleichheit. Auf fremdem Boden wird er errichtet; Eroberung ist sein Anfang, Gewalt sein Fortbestehen; das Feudalsystem seine erste, bald fertige Gestalt. Doch einen Vorzug hatte sogleich der Staat der neuen Zeit vor dem des Alterthums. Denn während dieser ausschliesslich nur Bürger umfasste, nahm ersterer sämtliche Bewohner eines Landes in sich auf, freilich einen Theil derselben nur durch Leibeigenschaft. Diese war, wenn auch in Wirklichkeit fast ganz ohne Rechte, doch nicht rechtlos, wie die Sklaverei bei den Alten, und nahm, wenn auch den untersten, doch noch einen Platz im Staate ein. Es war überhaupt möglich, Herr oder Knecht zu sein, und doch noch Bürger, Mitglied des Staates zu bleiben.

Die Gliederungen der Stände, die das Wesen der neu-entstandenen Bildungen ausmachten, fingen bald an, sich zu crystallisiren und wurden immer starrer und unerquicklicher. Doch waren sie durch die Umstände hervorgerufen und mussten als eine von aussen aufgelegte Last ertragen werden. Sie gewährten Allen, einem Jeden auf seinem Platze, ein bestimmtes Maass von Recht, und, hatte Jeder nach seinem Verdienste seinen Stand eingenommen, so war das sittliche Bewusstsein des Menschen noch in keiner Weise verletzt. Der Würdigste war der Erste unter Allen und galt als solcher, so lange er der Würdigste blieb. Es verstand sich von selbst, dass der ganze Bau eine Spitze haben musste; hörte diese darum doch noch nicht auf, dem Ganzen anzugehören; der Fürst war zwar das Haupt, doch noch immer ein Glied des Staatskörpers. Und insofern das Ganze frei war, nahm jeder Einzelne an dieser Freiheit theil und hatte,

nach seinem Maasse, ein politisches Bewusstsein. Das änderte sich aber, seitdem Carl der Grosse zu Rom die Kaiserkrone empfing und die Würde der alten Imperatoren erneuerte. Die Fürsten wurden jetzt Herrscher, die Stände Unterthanen: der ersteren Verhältniss zum Volke wurde ein unauflösliches und doch ein zwiespältiges; denn im glücklichsten Falle hatte man auf beiden Seiten Rechte, die jedoch stets einander gegenüberstanden. Die ganze folgende Entwicklung der christlichen Staaten besteht aus den Kämpfen dieser beiderseitigen Rechte gegeneinander, deren Entscheidung, oft genug der rohen Gewalt des Eisens anvertraut, hie und da eine Zeitlang dem kräftigen Auftreten der Stände sich zuwendend, einmal sogar durch das rasche Aufblühen der Städte in Gefahr gebracht, dennoch endlich günstig für die Fürstengewalt ausfiel. Eben auch Carl der Grosse hatte durch Einsetzung der Grafen den Grund zu einer künftigen Territorialherrschaft gelegt, die im Laufe der Jahrhunderte sich der in die Welt gebrachten dynastischen Idee bemächtigte und sich zu der absoluten Monarchie entwickelte, wie ein Ludwig XIV. sie inne hatte. Hier hörte von Seiten des Volkes der letzte Widerstand gegen die auf ihm drückende Last auf, und alle Ahnung einer politischen Berechtigung schien aus dem Bewusstsein der Menschen geschwunden zu sein. — So hatte die Geschichte die Völker im neuen Staate geknechtet; und selbst das Phantom der Grösse und Herrlichkeit, das sie ihnen anfangs vorgehalten hatte, musste allmählig schwinden.

Aber was gab dem Menschen Trost und Ersatz, was seinem Streben ein Ziel und Befriedigung, wenn sein Leben im Staate so bedingt, gehemmt, endlich gar unterdrückt war? Trost gewährte die Hoffnung des Himmels, die Verheissung einer über alles Irdische hinausgehenden Seligkeit, daran alle Menschen, ohne Unterschied des Standes, Antheil hatten. Es kam einzig darauf an, im Reiche des Geistigen, oder, was in jenen ältesten Zeiten damit gleichbedeutend war, des

Geistlichen den richtigen Standpunkt einzunehmen, sonst galt es gleich, ob man Herr oder Knecht, schwach oder mächtig war. Im Glauben gab es keine Standesunterschiede, das ärmste Gemüth konnte an Hoffnung das reichste sein. Und waren doch wirklich jene Verheissungen so reich, gewährte doch schon das Harren auf ihre Erfüllung ein über alle Gegenwart so erhabenes Glück, dass man den Magel an öffentlichem Leben kaum ja fühlte. Glaubte doch Mancher, des Lebens höchste Bedeutung nur dann erfasst zu haben, wenn er sich überhaupt ganz vom Leben zurückzog und einzig der Anschauung des Jenseits und des eigenen Innern sich widmete. So gab man die Welt auf und fand dafür den Himmel, man verschmähte Bürger im Staate zu sein und wurde Mensch im höchsten Sinne des Wortes, die Eroberung des Innern gewährte Ersatz für alles verlorne Aeussere, und im weiten Reiche des neu eröffneten Bewusstseins, des Glaubens, fand man Raum für alles Sehnen und Streben der Seele. Tadele man nicht den Brauch der Zeiten! Waren es doch eben jene verlorenen Orte der Erde, die Einsiedeleien und Klosterzellen, wo zuerst die stillen Quellen der Wissenschaft und alles geistigen Lebens geöffnet wurden, auf deren Strom man in das Land hinüberschiffte, daraus man endlich mit der furchtbaren Forderung der Menschenrechte zurückkehrte.

Der eigentliche Staat der christlichen Zeit, oder das, was in ihr denselben Platz einnahm, den im Alterthum der Staat behauptete, war die Kirche. In ihr erkannte der Mensch die Bedeutung und Hoffnung seines Daseins, fand in ihr die Rettung seines sittlichen Bewusstseins, sie gewährte ihm die höchsten Rechte und legte ihm die heiligsten Pflichten auf. Auch einen ähnlichen Entwicklungsgang nahm die Kirche, wie der Staat bei den Alten. Der göttliche Stifter unserer Religion hatte den Reichtum seiner Lehre der Welt mitgetheilt, doch war letztere noch weit entfernt, den Geist derselben sogleich in ihr Bewusstsein aufzunehmen;

er lag ausserhalb desselben, nur von den Menschen wie ein köstlicher Schatz bewahrt. Zuerst wachten Kaiser und Papst über diesen Schatz, wie der König des Alterthums über die Wohlfahrt des Staates. Dann hielt man eine ausschliessliche Behütung des Christenthums nicht mehr für passend, die Menschheit wollte selbst theilnehmen an dessen Verwaltung. So trat die Zeit der Concilien, der Reformationen, der Herrschaft der Bekenntnisse, der Dogmen u. s. w. ein, welche Zeit man die Epoche der aristokratischen Verwaltung des kirchlichen Schatzes nennen könnte. Schwieriger wäre die Frage nach der demokratischen Verwaltung desselben, aber die Geschichte scheint eben selbst mit der Beantwortung und Lösung dieser Frage beschäftigt zu sein. — Aber die Wirksamkeit der Kirche ist eine umgekehrte, wie die des alten Staates. Während dieser den Menschen aus dem bloss natürlichen, sinnlichen Dasein herausentwickelte, bildet jene uns hin zu der rein sittlichen, geistigen Existenz, die schon voraus im Christenthume niedergelegt worden ist.

Schon in ihrer rohesten Gestalt, wie die Kirche zuerst auftrat, war sie eine rein ideelle Macht und die Hülle alles künftig erstandenen und erstehenden Geistes. Aus dem Geiste war sie selbst hervorgegangen; dieser trat in ihr nur seine Höllenfahrt an, um das Menschengeschlecht zu retten und zu sich heraufzuziehen. Ihr Wesen hat mit dem Stoff und dem Staube der Erde nichts gemein, und bringen wir sie in Vergleich mit dem Staate des Alterthums, so bethätigt sich hier vollkommen der Gegensatz und Unterschied, den wir für die beiden oft erwähnten Zeitalter festgestellt haben.

Aber, könnten wir fragen, was soll denn der weltliche Staat in der christlichen Zeit? welchen Zweck hat er? Warum wurden so furchtbare Gegensätze, wie das Gebot der Brüderlichkeit und die das Menschengefühl verletzende Gliederung der Stände; die Tyrannei des Absolutismus und das Verlangen des absoluten Geistes in die Welt geworfen?

Die Antwort liegt wohl näher, als wir vielleicht glauben. Nur im Kampfe ist Leben und gebiert sich Leben, die Entwicklungsweise der neueren Geschichte ist wesentlich Reformation und Revolution, deren positiven Inhalt wir nur nicht übersehen dürfen. Aus der Ueberwindung zweier Gegensätze pflegt ein drittes höheres Prinzip hervorzugehen, und vielleicht, wenn sich einst Staat und Kirche zu einem neuen Ganzen verschmelzen, wohin schon die Geschichte sowohl wie das Bewusstsein der Menschen zu streben scheinen, wird sich eine neue Weise des Lebens gestalten, davon wir jetzt noch kaum eine Ahnung haben. Bis dahin aber müssen wir von unserm Staate sagen, er sei nicht mehr alleiniges Ziel der Geschichte, sein eigener Zweck und sich selbst genug. Er ist vielmehr bis heute nur ein Boden gewesen, darauf die Geschichte sich bewegt hat, und konnte nur als Gefäß gelten, das bestimmt war, einen besseren Inhalt zusammenzuhalten. Der Mensch konnte seinem Streben ein höheres Ziel geben, als der Staat ist, ja, es war die Möglichkeit vorhanden, dass man, wie es auch oft geschehen, um die Verfechtung einer Idee das Interesse des Vaterlandes aufgab. Wir können hinzufügen, der Staat, wie er bestand, trug selbst die Aufforderung an den Menschen in sich, im Angriffe auf ihn die eigne Kraft zu erproben und zu üben.

Man hat, um noch diese Bemerkung anzureihen, es auffallend gefunden, dass im alten Staatsleben sich durchaus der Gedanke der Repräsentation nicht findet, während diese bei uns eine so wichtige Rolle spielt. Im Alterthum kam es aber grade besonders auf die Person an. Der Staat bestand aus einer Menge von Personen, und nur als solche bildete jeder einzelne Bürger ein Stück desselben. Wollte er sein Recht zur Geltung gebracht und sich vertreten sehen, so musste er es selbst thun. That er es nicht, so entstand eine Lücke, die ein Anderer nicht ausfüllen konnte, weil dadurch eine andere Stelle würde leer geworden sein. Denn

jeder Bürger konnte nur eine Stelle im Staatsganzen einnehmen; vielweniger durfte eine kleine Anzahl derselben dieses darzustellen wagen. Im neueren Staate kommt es weniger darauf an, dass die Person, das Recht jedes Einzelnen geltend gemacht, als dass das Bewusstsein ausgesprochen werde, was jeden Einzelnen beseelt. Dieses ist aber, wenn es in der Menge auch nicht eins ist, doch höchstens in Parteien gespalten, und für jede Partei genügt ein oder eine geringe Anzahl von Sprechern.

Am nächsten an den Staat schliesst sich das Verhältniss der Familie, und deren Betrachtung würde sich an die vorhergehende am besten anreihen und zu ihrer Vervollständigung beitragen. — Ist der Staat der grosse Behälter, der alles Leben und die ganze Entwicklung der Völker aufnimmt und umschliesst, so ist die Familie der reine Quell, daraus ihnen Kraft und unerschöpflicher Unterhalt zufliesst. — Und gehört nicht ausschliesslich der Staat dem Manne und seiner Wirksamkeit? Das Glück der Familie nur theilt mit ihm das Weib; dieses erhält allein dadurch Antheil auch an den Seegnungen des ersteren.

Zur Charakterisirung einer Zeit aber kann kaum Etwas mehr dienen, als die Betrachtung der Stellung, die das Weib darin eingenommen, und der Schätzung, die man der Ehe hat zu Theil werden lassen.

In den ersten Zeiten des Menschengeschlechts mochten Mann und Weib gleiches Ansehen und gleiche Geltung haben; höchstens kam da das Recht des Stärkeren in Anwendung — gewiss das erste Recht, was von den Menschen gefunden wurde. Als aber bei fortschreitender Cultur des Mannes grössere Bedeutung sich mehr und mehr herausstellte, musste das Weib in eben dem Grade zurücktreten. Die Frau wurde endlich Dienerin, Sklavin, Besitz des Mannes, wie sie es noch im Orient ist und auch im frühesten Griechischen Alterthum gewesen sein mag. Doch wird hier

ihr Loos , gemäss den Sitten des Landes , ein milderes gewesen sein , als das ihrer Asiatischen Leidensgefährten.

Sonst könnte man auf die Stellung des Griechischen Weibes fast jenen Ausspruch des Aristoteles , dass der Mensch ein politisches Wesen sei , in seiner Umkehrung anwenden : das Weib nahm keine bürgerliche Stellung ein und zählte deshalb auch nicht mit zu den Menschen. Glücklicher Weise fand sich aber dennoch bei den Alten zuviel feiner , menschlicher Sinn , als dass man dem Weibe im Leben hätte gar keine Stellung einräumen sollen , und höchstens im Rechte fand das vorhin Gesagte eine Anwendung. Denn da wurde wirklich das schwächere Geschlecht kaum anders als ein Gut betrachtet. Es ist ja bekannt , wie z. B. die Tochter eines Verstorbenen mit zu dessen hinterlassenem Vermögen gehörte. Waren keine Söhne da , die erbten , so erhielt nicht Der das Erbe , welchen die Tochter heirathete , sondern wer das Vermögen erbte , heirathete , möglichen Falles , die Tochter mit. —

Doch im gewöhnlichen Leben schrieb man den Frauen mehr sittliche Würde zu , als dass man ein Vergehen von ihrer Seite bloss als eine Verletzung des Eigenthumsrechts der Eltern oder des Mannes hätte betrachten sollen. Aber ihre Freiheit war nichts destoweniger sehr beschränkt. Sie lebten im Hause in äusserster Zurückgezogenheit , und nur bei Festen und feierlichen Aufzügen erschienen sie in der Oeffentlichkeit , doch war wohl auch hier jeder ihrer Schritte ihnen vorgezeichnet. — Als aber unter den Alten das staatliche Leben abnahm und man anfang , die Interessen des Hauses den öffentlichen vorzuziehen , da begannen , wie diese Erscheinung sich in der Geschichte öfter wiederholt , auch die Frauen , sich grössere Geltung zu verschaffen. Zwar sehen wir guten Erfolg ihres Strebens zunächst nur da , wo wir die Würde des Weibes am wenigsten vertreten sehen möchten , bei jenen berühmten Hetären , die durch Witz und Geistesgaben sogar eine gewisse Herrschaft zu be-

haupten wussten. Doch welche Gedanken überhaupt damals die bürgerliche Gesellschaft beunruhigten, lassen uns einige Komödien des Aristophanes errathen, wo derselbe Wahnsinn als Wirklichkeit auftritt, den eben auch zu unserer Zeit wieder die Weltverbesserer als eine ihrer Maximen aufzustellen sich nicht entblöden. Das Christenthum hat in den letzten Beziehungen und höchsten Interessen des Menschen das Weib dem Manne ganz gleich gestellt. Zwar ist der Unterschied, den Natur und Vorsehung gleich anfangs zwischen beiden setzten, keineswegs aufgehoben, dem Manne gebührt noch das Forum, oder was in unserer Zeit dem gleichgeachtet werden mag, dem Weibe der Herd. Nimmt letzteres an Staatsangelegenheiten Theil, so ist dies immer noch als eine Verrenkung der Verhältnisse oder als eine Ausnahme anzusehen, deren Unnatur durch gewisse Bedingungen erträglich gemacht, durch die Erfahrung sogar in einigen Fällen nicht verdammt ist. Die Verheissungen der Religion aber erstrecken sich gleichmässig auf beide Geschlechter, und auch im Gebiete des Geistes ist den Frauen ein Platz eingeräumt — nur dass auch hier, ihrer Natur gemäss, ihre Thätigkeit mehr eine empfangende als schöpferische ist. Und was die sittliche Würde des Menschen betrifft, so ist das Weib der christlichen Zeit in den Besitz derselben, als in ein ihr gebührendes Recht eingesetzt. Während die Alten die Tugend der Jungfrau und die Treue der Gattin durch Mittel zu erhalten suchten, die kaum mehr als rein mechanischer Art waren — hatte man in Sparta doch gar eine besondere Obrigkeit und Polizei für die Zucht der Weiber — so ist die Tugend unserer Frauen selbst zur Bewahrerin ihrer Reinheit gesetzt. Das Leben der Gesellschaft ist ihnen geöffnet und ihrer Freiheit nur durch Bedingungen Schranken gesetzt, wie sie die Natur ewig gegeben und giebt.

Es ist merkwürdig, dass Euripides, der grosse Weiberfeind, der erste war, der durch seine Tragödien, auf die

eigenthümliche Stellung des Weibes in der menschlichen Gesellschaft aufmerksam machte.

Was die Ehe betrifft, so war vielleicht die älteste, wenigstens die niedrigste Form derselben die Vielweiberei, ein Verhältniss, das, an sich durchaus sinnlich, höchstens durch Eifersucht, Bevorzugung und ähnlichen Regungen zu einem menschlichen gestempelt wird. Dennoch ist es sehr wahrscheinlich, dass auch im ersten Griechischen Alterthum diese Sitte herrschte. Die spätere *κουριδίη ἄλοχος* mochte anfänglich nur eine Favorite sein, doch überwand schon früh die mässigere Natur eine solche unmässige Einrichtung. Schon im Homer beruht die Ehe auf einer edleren Grundlage, und die Pflicht der Treue ist nicht allein mehr auf der Seite der Frau. Dennoch vertraten auch später Sklavinnen ganz gewöhnlich die Stelle von Keksweibern, und das Concubinat, bei Griechen und Römern gesetzlich erlaubt, wurde erst von Constantin dem Grossen aufgehoben.

Aber schon die Bildung des alten Staates musste die Ehe einer rein sinnlichen, nur geschlechtlichen Bedeutung entreissen. Es lässt sich denken, dass bei der hohen Schätzung des Bürgerthums sehr auf die Reinheit der Geburt geachtet wurde. Sollten Kinder von Sklavinnen und Ausländerinnen denen, die reines Blutes und ebenbürtiger Abstammung waren, gleichgeschätzt werden und mit ihnen gleiche Stellung im Staate einnehmen? Und sollten die Töchter von Bürgern auch nur, wie die Sklavinnen, den Begierden der Männer fröhnen und nicht vielmehr einen edleren Beruf darin finden, dem Staate echte und tüchtige Bürger zu schenken? und sollten die, welche sich so um den Staat verdient gemacht hatten, nicht Anspruch auf dessen Dankbarkeit und ein Recht bekommen an den Vortheilen, die er gewährte? Selbständig konnte das Weib aber keine bürgerliche Stellung einnehmen und sie nahm nur Theil am Staate, wenn sie in der Ehe sich mit einem Bürger verband. So wurde diese gewissermassen eine staatliche Ein-

richtung. Andererseits war die Ehe auch ein rechtliches Verhältniss. Zwar definiren die Alten sie schon als eine „*consortio rerum humanarum et divinarum*“, doch geschah dies erst in den späteren Zeiten im Römischen Alterthume. Aber eine *consortio rerum* war die Ehe schon in dessen Blüthezeit. Vorzüglich wurde bei Verheirathungen auf die Mitgift gesehen; ja diese war eine so wesentliche Bedingung derselben, dass eine Heirath ohne Mitgift höchst selten vorkam und gern nur als Concubinat betrachtet wurde. Dennoch spielte auch in diesem Rechtsverhältnisse die Frau nur die Rolle einer Unmündigen; ihr Gatte war ihr Herr und sie stand in dessen Gewalt; an seinen Besitzthümern nahm sie nur Theil, insofern ihr Wille ganz in den seinigen aufging. Die höchste Forderung, die man an sie stellte, war, dass sie viele und schöne Kinder gebäre; und selbst die Erziehung derselben wurde ihr nur in sofern anvertraut, wie das rein leibliche Bedürfniss des Kindes Pflege erfordert. Sobald die geistige Erziehung anfang, ward sie der Mutter entzogen. In Sparta besonders war die Ehe eine blosse Staatseinrichtung, ohne Reiz und Beglückung. Ehelosigkeit war mit Strafe belegt: Jeder musste heirathen — aber nur des Staates wegen, um diesen mit einem pflichtgemässen Zuwachs an Bürgern zu versorgen. Besass Einer eine hinreichende Anzahl von Kindern, so konnte er seine Frau an einen Anderen abtreten, der Mangel an solchen hatte.

In den Zeiten des Verfalles, als es weder der erste Ruhm noch das höchste Glück war, der Bürger eines Staates zu sein, mochte man sich nur noch mit Reichen vermählen. Der Werth der Ehe nahm ab in den Augen der Menschen, und es galt für Klugheit, wie wir dies besonders in alten Lustspielen angedeutet finden, allein zu bleiben und sein Hab und Gut für sich zu verzehren. Wir wissen, wie Kaiser Augustus es sich grosse Mühe kosten liess, die rechtmässige Ehe beim Volke wieder in Ansehen und Aufnahme zu bringen.

Ehescheidung war im Alterthume leicht und häufig.

Die christliche Kirche machte die Ehe zu einem Sakrament und nahm das Recht, sie aufzulösen, ausschliesslich für sich, und nur zu oft für ihren Nutzen in Anspruch. Der Protestantismus erhob sie zu einem rein sittlichen Verhältniss. Wie in der Kunst Erhabenheit und Anmuth sich zur vollkommenen Schönheit verbinden, so vereinigen in der Ehe Kraft und Zartheit, bewusste und unbewusste Sittlichkeit sich zur vollendeten Heiligkeit des Lebens. Der Mann erschaut auf der heiteren Stirn des Weibes das Reich der Seeligkeit, nach der er mit aller Gluth seiner Seele ringt, und aus dem stillen Glanze des rubigen Auges leuchtet ihm die Gewissheit der Wahrheit entgegen, die seinem Streben mehr Qual als Befriedigung brachte. Das Weib hingegen erblickt in dem Handeln des Mannes die Wahrheit ihrer eigenen Tugend und in seiner That die Verwirklichung ihres ahnungsdunkeln Verlangens. — Zum Glück haben, was die christliche Ehe betrifft, die Definitionen einiger berühmter Juristen neuerer Zeit in das Bewusstsein der Menschen noch keinen Eingang gefunden; und ist es doch sogar von anderer Seite anerkannt worden, dass die Erzeugung von Kindern in der Ehe eigentlich etwas nur Zufälliges sei. Sehr bezeichnend ist die in unserer Zeit gebräuchliche, oft lange vor der Schliessung des Ehebündnisses vorhergehende Verlobung, welche im Alterthum unbekannt gewesen zu sein scheint. Ja, dass eine rein geistige, die sogen. Platonische Liebe möglich sei, beweisen wohl nicht so sehr seltene, als unbeachtet gebliebene Beispiele.

Dennoch ist der Besitz von Kindern zu allen Zeiten als ein wesentlicher Theil des Eheglückes erschienen: aber wiederum zu den verschiedenen Zeiten aus veränderten Gründen. Im frühesten Alterthume wünschte man Nachkommenschaft, um Samen für die Zukunft zu hinterlassen, und die Gewissheit zu haben, dass das Geschlecht nicht aussterbe; im classischen Alterthume, damit der Ruhm und

die Tugend der Familie fortgepflanzt werde und dem Vaterlande nie fehle; in unserer Zeit, um die süsse Verantwortung zu übernehmen, tüchtige und tugendhafte Menschen der Welt und dem Himmel zu erziehen. Darum hatte man in der ersten Periode der menschlichen Entwicklung gern viele, in der zweiten gern gesunde und starke, in der dritten wünscht man gutgeartete Kinder. So erstreckte sich eine Familie oder Sippschaft auch zuerst, soweit das Blut und die Verwandtschaft sich verzweigten, dann soweit Adel und Reinheit der Abstammung reichten. Diese beiden Verhältnisse, die Blutsverwandtschaft als eine natürlich gegebene, und das letztere, als ein historisch überliefertes, bestehen zwar auch noch bei uns, wollten wir aber etwas suchen, was für die neuere Zeit dieselbe Bedeutung hat, die für die vergangenen Jahrtausende Stammes- und Geschlechtseinigung hatte, so könnten wir Einrichtungen wie Orden, Gilden, Vereine und andere Genossenschaften mit geistigen Zwecken dafür aufstellen. Die ersten Menschen hielten sich rein auf dem Gebiete der Natur; die Griechen und Römer betraten mit der Einführung der Adoption das des Rechtes; wir dürfen uns also wohl in das Reich des Geistes hinüberwagen.

Bezeichnen wir die beiden besprochenen Verhältnisse, den Staat und die Familie, als die praktische Seite des Lebens, insofern in ihnen und durch sie der Mensch auf der Erde lebt und für dieselbe wirkt, so bleibt für die ideale Richtung desselben, die ihn unmittelbar mit dem Jenseits, dem rein Geistigen in Berührung setzt, Religion, Kunst und Wissenschaft; und auch in diesen zeigt sich der Unterschied, den wir für unsere beiden Zeitalter bestimmt haben.

Die Griechische Religion, wenn wir so sagen dürfen, von denen des übrigen heidnischen Alterthums zwar durch milderen Sinn, höhere Beziehungen und reineren Ausdruck unterschieden, hatte doch das mit ihnen gemein, dass sie

auf natürlichem, sinnlichen Grunde fusste und, wie die meisten derselben, durchaus symbolisch war.

Das Erste, worauf des Menschen Auge fiel, als seine Sinne begannen über die Empfindung des eigenen Daseins hinauszugehen, war natürlich die Welt, die ihn umgab und sich um ihn regte. Die wunderbaren Gebilde der Elemente, die Erscheinungen der Luft und des Himmels mussten seine Aufmerksamkeit rege machen, und der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, die Bewegungen der Sonne und endlich der anderen Gestirne ihn zum Nachdenken anreizen. Dennoch würde dadurch der Mensch — wenn auch mit der Zeit zu einer wissenschaftlichen Untersuchung der Natur, doch niemals zu religiösen Gefühlen und Gedanken erregt sein. Aber er bemerkte zugleich, dass all' die ihn umgebenden Erscheinungen in nächster Beziehung zu ihm selber standen und einen geheimnissvollen Einfluss auf ihn ausübten. Der Boden trug und ernährte ihn; die Sonne gab ihm Licht und Wärme; der Himmel Thau und Regen; der Lauf des Jahres brachte ihm reiche Segnungen und den Wechsel der Arbeit. So wurde der Mensch auf den Gedanken gebracht, dass es ausserhalb seiner Mächte gebe, von deren Gunst sein Glück abhänge, und je weniger er ihnen entinnen konnte, desto mehr musste er sich zu ihrer Verehrung getrieben fühlen. Waren aber solche Gedanken nur einmal angeregt, so genügte jeder Blick in das geheime Leben der Natur, um die Erscheinung eines Gottes hervorzurufen und endlich wurde sie ganz vergöttert und mit Göttern angefüllt.

Aber solche erste Reizungen und Ahnungen des Geistes waren noch keineswegs erlangte Kenntnisse, die man dem reinen Gedanken oder gar einer Wissenschaft hätte anvertrauen können. Man musste vielmehr, wollte man sie dauernd bewahren, dieselben dem Gedächtnisse übergeben und Merkzeichen dafür aufsuchen; wovon man zugleich den Vortheil hatte, dass man sie der Anschauung näher brachte

und sie bequem hervornehmen konnte, wenn man wollte. Ein unförmlicher Stein, ein gestaltloser Block waren anfangs hinreichend, die Idee eines Gottes auszudrücken und festzuhalten, der in der Vorstellung des Menschen noch eben so roh leben mochte, wie er in der Erscheinung dargestellt war. Dann gelangte man aber dazu, als man die von aussen her erhaltenen Eindrücke mehr ihrem innern Wesen und Charakter nach unterschied, dass man auch jedem Symbole einen entsprechenden äusseren Charakter beilegte. Man erfand Namen und sinnreiche Attribute, die das aus sagten, was die Symbole bezeichnen sollten, ja prägte endlich mit Hülfe der Kunst deren Form so aus, dass sie durch diese allein ihre Bedeutung kund zu geben vermochten. So wurden sogar zusammengesetzte Beobachtungen und Erscheinungen der Natur mit Hülfe solcher Darstellungen versinnlicht; wie ja z. B. die alte Münze bekannt ist, deren Gepräge unter der Umschrift: „*Zeus πασιος*“ einen kegelförmigen, an Gestalt den feuerspeienden Bergen ähnlichen Stein enthält, der von Weintrauben umgeben ist, und offenbar aus der Wahrnehmung hervorging, dass auf solchen Bergen der Weinbau vorzüglich gut gedeihet.

Doch würde man sich irren, wollte man glauben, dass die Götter der Alten blosse Allegorien gewesen, dass sie im Bewusstsein der Menschen stets nur als Merkmale und Bezeichnungen für an sich todte Dinge und Kräfte gelebt hätten. So wie der Mensch seine Götter schuf, musste er merken, dass er etwas in sich berge, was diesen nicht fehlen dürfe, wenn der Verehrte nicht unter dem Verehrer stehen sollte, und so trug man den eigenen Geist auf sie über. Auch war keineswegs ein jeder Gott nur ein Vertreter einer einzelnen Naturerscheinung. Man hatte vielmehr gar wohl erkannt, dass ein genauer Zusammenhang zwischen den einzelnen Kräften und Offenbarungen der Aussenwelt stattfindet, und oft viele Erscheinungen aus einer Grundursache hervorfliessen, und ebensowenig hatte man versäumt,

die so erweiterte Auffassung auf die Begriffe der Gottheiten anzuwenden. Man fügte zu einer ursprünglichen, engeren Bedeutung derselben eine Menge anderer, daraus abgeleiteter Nebenbedeutungen und machte das Einzelwesen, dem sie beigelegt wurden, dadurch zu einer kleinen Welt; den Gott zu einem Pantheon — das zwar immer noch beleuchtet und beschattet wurde von der ursprünglichen Idee, daraus es entstanden war, oft auch in den Bereich eines anderen Gottes hinüberraute. So kommt Zeus vor als Gott des Himmels, des Meeres und der Unterwelt; er wurde in Sparta verehrt als Regengott und Geber glücklichen Windes; in Megara als Erretter aus der Dürre; anderwärts als Frühlingsgott und Treiber der Früchte u. s. w.

Doch blieb man bei der Betrachtung der todten Natur nicht stehen; man fand manche Aehnlichkeiten zwischen dieser und der sinnlichen Beschaffenheit des Menschen selbst, und auch diese zu vergöttern musste man bald Neigung empfinden. Und auch dauerte es nicht lang, dass in dem Menschen und um ihn sich etwas gestaltete, was den gebildeteren Sinn ebenso sehr anzog, als die Natur es thun konnte. Dies war die Welt des Innern, Zustände des Gemüths und der Seele und das Leben der menschlichen Gesellschaft mit seinen merkwürdigen Erscheinungen: Geburt, Heirath, Tod, Krieg, Friede u. s. w., in welchen allen man ebenfalls eine göttliche Macht erkannte und verehrte. Doch erfand man dafür nicht neue Götter, sondern die alten mussten die Repräsentation dieser Dinge mit übernehmen. Dadurch war natürlich bis zu einem gewissen Grade eine Umwandlung der Gottheiten selbst bedingt, und diese nahmen, obwohl die einzelnen ihren ursprünglichen Charakter den Grundzügen nach beibehielten, mehr eine geistige Bedeutung an. So erscheint Zeus nun auch unter Anderm als Rathgeber, als Gott des Reichthums, als Heilgott (als solcher auf Rhodos verehrt), als Schützer der Ehe u. a. Manche Gottheiten hörten ganz auf, als Symbole für Naturerschei-

nungen zu gelten, und oft erinnert nur noch ihr Name an ihre älteste Bedeutung. Im Namen Kastor findet Welker das Wort *ἀστὴρ* und den Perseus erklärt G. Hermann für einen alten Lichtgott, für den von der Sonne durchlaufenen Kreis. Die Horen, die später der Zahl nach drei waren, und Euphrosyne, Dike und Eirene (Ordnung, Recht, Friede) hiessen, bestanden anfänglich aus einer Zweizahl und wurden Thallo und Karpo (Blüthe und Frucht) genannt. Die Götter, könnte man sagen, entwickelten sich mit den Menschen und schritten, wie diese, in der Cultur fort, wozu der Gott Dionysos ein treffliches Beispiel liefert. Ursprünglich bezeichnete er wohl die übersprudelnde Kraft und Fülle der Natur und war in den ältesten Zeiten, wo er als bärtiger Mann dargestellt ward, als Gott der ausgelassenen Freude über die reichen Spenden der Erndten, durchaus sinnlicher Natur und von orgiastischem Charakter. Die Bilder, die ihn darstellen und oft sehr alt, meist hölzerne Schnitzbilder sind, haben in ihrem Ansehen neben grinsenden Zügen gewöhnlich etwas Rohes, Bäurisches, ja, tragen bisweilen sogar ganz oder theilweise die Gestalt eines Stieres. Diesen verdrängte der jüngere Dionysos, der, unbärtig, zwar noch in voller, üppiger, doch stets edler, menschlicher Jugend-Schönheit strahlt, der, ein Gott des begeisterten, freudig aufgeregten Lebensgenusses, die Menschen zum Wein Gesang, Spiel und sinnreichen Scherz hinzufügen lehrte und selbst gern die Gesellschaft der Satyre und Bacchantinnen mit der des Apoll und der Musen vertauscht.

Die alte Welt gelangte von der Vergötterung der Natur bis zur Vergötterung ihrer selbst; weiter kam sie nicht und konnte sie nicht kommen. Zwar möchte man versucht sein, dieser Behauptung die Götterwelt entgegenzustellen, die neben der, welche im Bewusstsein und den Culten des Volkes lebte, sich in der Phantasie der Dichter gebildet und einen weit geistigern, mehr ethischen Charakter angenommen hatte. Wie erhaben erscheint nicht Zeus bei Homer als

Vater der Götter und Menschen, als Beherrscher des Olympos und des Schicksales der Sterblichen, der Beschützer der Fremdlinge und Rächer des Meineides. — Doch auch diese Götter waren nur idealisirte Menschen und hatten in allen ihren Sitten und Neigungen, in ihrem Streben und Handeln die grösste Aehnlichkeit mit dem Geschlechte, von dem ihnen geopfert wurde. Das Verdienst der Dichter war hauptsächlich nur, dass sie aus Gottheiten Götter machten, diese zu selbständigen, für sich bestehenden Wesen, zu Beherrschern jener Naturerscheinungen erhoben, deren Repräsentanten sie früher gewesen waren.

Aber als diese Vorstellung der Götter anfang in das gewöhnliche Bewusstsein überzugehen, da begann auch schon der Glaube an sie zu schwanken. Komiker verspotteten sie; Sophisten griffen sie an; Philosophen stellten Begriffe auf, die denen, die man von den alten Göttern gehabt hatte, in keiner Weise entsprachen. Man entkleidete diese ihrer Wesenheit und brauchte höchstens noch ihre Namen zur Bezeichnung der abstracten Begriffe, die man längst in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit erkannt hatte und den Göttern als ihre Grundlagen zu rauben nicht anstand.

Aber besaßen die Alten denn nichts Höheres als diese Naturgottheiten und vergötterten Erscheinungen des Lebens? hatten sie durchaus keine Ahnung vom höchsten Gotte? Man hat einen Beweis für das Dasein Gottes darin finden wollen, dass eine Ahnung seines Wesens in dem Bewusstsein eines jeden Volkes sich niedergelegt finde. Sollten die Griechen, die so besonders vom Himmel begünstigt waren, nicht vielleicht gar einen hohen Begriff gehabt haben von dessen Reichthum und Güte? — Der Glückliche, der stets vom süssen Gleichgewicht der Tage getragen wird, nur auf der glänzenden Oberfläche des Lebens spielt, bedarf am wenigsten eines Gottes. Des Griechen ewig blauer Himmel war so schön, dass er darüber keinen bessern zu suchen brauchte; in seinem herrlichen Lande, wo unaufhörlich Blü-

the und Frucht ihn zum Genuss einluden, mochte er am ersten des Dankes gegen den Geber vergessen. Dennoch hatte man, auch hier hauptsächlich von den Dichtern, den Lehrern und Propheten des Volkes, unterrichtet, einen dunklen Begriff, der auf dem Gebiete des rein Geistigen sich zu halten bemüht war und vorzüglich als Schicksal und Vorherbestimmung sich kund gab. Die Nemesis und die daran sich reihenden Gottheiten, wie die Erynnien u. a. sind unter allen die, welche den meisten speculatif-theologischen Inhalt in sich tragen. — Die Nachtseiten des Lebens waren es besonders, woher den Menschen solche Ahnungen wie bleiche Schattengebilde aufstiegen. Die Moira bei Homer ist zugleich Schicksals- und Todesgöttin. Aber trat man auch gänzlich heraus aus dem Leben und der umgebenden Welt und fragte, indem man Alles mit philosophischem Auge ansah, nach dem Wie und Warum von Allem; man konnte sich keine andere Antwort geben, als: es ist Alles so, weil es so eingerichtet; es geschieht Alles so, weil es so bestimmt ist. Der Betrachtende konnte, wenn die Welt ihm auch wohl gefiel, weder den Grund dieses Gefallens angeben, noch, im entgegengesetzten Falle, mit dem Gedanken am Bau der Welt rütteln, noch den Lauf der Dinge hemmen. Es gab auf keine Weise für ihn eine Erlösung; er musste willenlos sich beugen und anerkennen. Auch so musste der Gedanke des unbedingten, unabwendbaren Schicksals entstehen; auch so dieser Begriff etwas Dunkles, Undurchsichtiges bleiben, mehr Grauen als Nachdenken, mehr Furcht als Erhebung erwecken.

Dennoch nahm auch dieser Begriff mit Theil an der Entwicklung des Alterthums überhaupt, und wir können die seinige bei den grossen Dichtern verfolgen, die ihn vorzüglich bildeten und ausmalten.

Bei Homer schwebt das Schicksal über der Welt der Götter in dunkler, unerkannter Ferne, und selbst Zeuss muss seinem Willen sich unterwerfen; nur in seltenen Fällen ver-

tritt er dessen Stelle. Obwohl der oberste und wichtigste mochte dieser Gott dem Dichter noch zu menschlich erscheinen, ihm noch zu nahe stehen. Das Schicksal ist kaum mehr, als ein rein abstracter Begriff, ohne alle Leidenschaft und Wärme; es bestimmt alle Dinge, ohne Theil daran zu nehmen, verschmäht es, von seinem Walten irgend einen Grund anzugeben und einen Trost hindurchschimmern zu lassen, der eine Versöhnung zwischen ihm und dem Menschen herstellen könnte. Es ist weder Gerechtigkeit noch Weisheit, nur ein absoluter Wille, der sich durch sein Thunkund giebt und nichts anders zu bezwecken scheint, als dem Menschen seine Unzulänglichkeit und Ohnmacht vorzurücken. — Bei Aeschylus tritt das Schicksal, wie von Nacht und Grauen es auch noch umlagert erscheint, doch schon dem Menschen näher. Bald tritt es auf in Gestalt der schlangenhaarigen Furien als die Rache heischende Stimme des beleidigten Blutes; bald wälzt es sich fort als rastloser Fluch, der am sündigen Fleische haftet, das damals noch nicht, wie in der neueren Iphigenia, durch eine ganz fleckenlose Sittlichkeit befreit werden konnte. Es gleicht der schwerlastenden irdischen Natur, daran, wie Prometheus am Felsen, die freie menschliche Seele gebunden liegt. Sophokles stellt den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal dar. Zwar führt Trotz und Widerstand noch unausbleiblichen Untergang herbei, doch im Nachgeben, im Unterwerfen liegt schon eine Art von Sieg, den der Mensch davon trägt. Philoktet überwindet das Schicksal durch Geduld; dem Oedipus, den es erst heimathlos und in Blindheit umhergetrieben, gewährt es endlich, da er ohne Murren sich seinem Willen gefügt, einen Ruheplatz und ein Ende seiner Leiden. Ja, wenn wir jene erhabene Stelle in der Antigone des Sophokles betrachten, wo die Heldin gegen den Befehl des Kreon sich auf den Willen des Zeus beruft, diese Worte, die weder einem besonderen Lande noch einer bestimmten Zeit anzugehören scheinen, so müssen wir zugestehen, dieser herrlichste Dich-

ter hatte, wenn auch ohne es selbst zu wissen, die allein berechtigte sittliche Natur des göttlichen Geistes angeschaut. — Euripides zeigte, wie des Menschen Schicksal in des Menschen Brust liege — ein Gedanke, der nur an der äussersten Gränze des Alterthums liegen konnte; in welchem man damals nur eine Verneinung erkannte, und den erst Shaksspeare wieder aufnahm, um ihn seinem positiven Inhalte nach zu würdigen.

Was die Moral der Alten betrifft, so erhob sie sich bis zur Anempfehlung der Sophrosyne — sehr natürlich, denn nur Maasshalten in jeder Hinsicht konnte das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Sinnenwelt erhalten. Die eigentliche Religion und Moral des Alterthums war aber das Recht. Das „*sum cuique*“ ist das Höchste, was ein Mensch, dem sichtbarer Besitz so viel gilt wie Reichthum des Geistes, zum Leitstern seines Wollens und Handelns machen kann. Zwar hatten, was merkwürdig ist, die Griechen in ihrer Sprache kein Wort für das Recht, für das, was das Lateinische *jus* ausdrückt, nichtsdestoweniger standen sie mit den Römern hierin auf gleicher Stufe der Bildung. Nur stellte vielleicht letzterer, weniger human, als der Grieche, den Satz so: bleibe mir das Meinige, und behalte ein Jeder dann das Seinige, während dieser etwa sprechen mochte: Jedem komme zu, was ihm gebührt, so bleibt mir, was mir gehört. — Rache war dem Alterthum eine eben so wesentliche Bedingung, wie für uns die Versöhnung eine unerlässliche Forderung ist, nur bemächtigte sich dieses natürlichen Triebes der Geist in so weit, dass er seine Befriedigung dem Gerichte überwiess; die Todesstrafe war nur ein Ersatz für die Blutrache.

Die christliche Religion ist Geist aus dem Urquell alles Geistes, Wahrheit aus dem tiefsten Born der Wahrheit; nie entstanden, nur offenbart; nicht gefunden, nur erkannt; nicht entwickelt, nur enthüllt; den Sinnen so schwer erfasslich, dass kaum das Wort, der Ausdruck des reinen Gedan-

kens, hinreicht, als Symbol für ihre Mysterien zu dienen. Was fragen wir viel, ob sie von einem göttlich oder menschlich Geborenen gestiftet sei, sie selbst ist göttlich, ist eine Offenbarung von Gott. Es bedarf dafür weder kritischer noch theologischer Beweise, die Vernunft ist allein hinreichend, es einzusehen, wenn auch nicht ausreichend.

Das Christenthum ging weder hervor aus der Betrachtung der Natur noch des menschlichen Lebens, im Schoosse eines durch viele Jahrhunderte hindurch geleiteten Wunders erstand es, und wahrlich! Wunder waren es, die es weiter trugen. — Im Anfange erschien es in wenig geistiger Gestalt. Die Griechische Welt benutzte es nur als neuen Inhalt für die Form des alten Götterdienstes, es ging auf in den Cultus. Auch unter den Germanischen Stämmen ruhte der Geist noch lange in den Bekenntnissen und Glaubensformeln, die man zu ihnen herübergetragen hatte. An die Stelle des heidnischen Aberglaubens war nur ein christlicher getreten; Gebräuche und Zehnten galten als die Hauptsache. Aber in diesen dunklen Wäldern, wo das Christenthum gleichsam begraben lag, begann es seine Fahrt nach oben. Während man im Morgenlande die christliche Lehre als Stoff für spitzfindige, sophistische Untersuchungen missbrauchte, entdeckte das Abendland bald die praktische Seite derselben und gewährte ihr die Möglichkeit, in das Leben einzudringen und sich in demselben, wie dieses mit sich zu entwickeln. Zwar als auch hier die Kirche für sich eine strenge Orthodoxie in Anspruch nahm, hörte in ihr die Ausbildung und Befreiung des christlichen Geistes auf, sie wurde aber in mancher Hinsicht übernommen von den Ketzereien, die sich bald bildeten und als die ersten Anfänge einer Reformation zu betrachten sind. Nicht weniger arbeiteten die damaligen Philosophen, obwohl sie sich lange der Rechtgläubigkeit beugten, selbst die wandernden Bettelmönche, die die Lehre volksthümlich und verständlich machten, unter Mitwirkung der Geschichte selbst und unzähliger anderer oft

besprochenen günstiger Umstände, für das, was in den verschiedenen Graden der Reformation zum Ausbruch kam und deutlicher in das Bewusstsein und Leben der Menschen hinübertrat.

Man betrachtet gewöhnlich die Reformation als hervorgegangen aus einer Entrüstung über das Verderben in der Kirche. Allerdings lag hierin mit ein bedeutender Anlass; der positive Grund aber, worauf sie fusste, war das neue Leben, das mehr erweiterte, freiere Bewusstsein, das auf mannigfache Weise gewonnen war; ja, sie war dies erweiterte Bewusstsein selbst. Die Reformation bedeutete mehr, als in dem blossen Worte liegt; sie stellte nicht allein wieder her, sondern förderte auch weiter; sie brachte etwas Neues, und war dieses Neue auch Nichts, was nicht schon ursprünglich im Christenthume gelegen hatte, so machte sie es nun doch zum Eigenthum der Menschen und der Geschichte, was es früher noch nicht gewesen war. So viel die Reformation an der Kirche zerstörte, so grossen Gewinn gewährte sie; denn sie forderte zugleich den menschlichen Geist auf, die entstandene Lücke wieder zu füllen, vielmehr selbst einzunehmen, dadurchhin sich zu erweitern, was nur geschehen konnte, wenn er von dem Geist des Christenthums selbst in sich aufnahm. Zwar war die Reformation, wie sie im sechszehnten Jahrhundert sich vollendete, noch weit davon entfernt, denselben rein darzustellen; es bildete sich statt der katholischen Kirche eine protestantische, und diese musste noch durch Lutheranismus und Calvinismus, durch Orthodoxie und Pietismus, durch Symbole und Religionse-dicte, durch Rationalismus und Supranaturalismus sich hindurcharbeiten, und wer mag bestimmen, welche Wege die christliche Lehre noch wird geführt werden müssen, ehe sie zum letzten Ziele gelangt, und wer kann voraussagen, welches dieses Ziel sein wird. Ist die Kirche Verwirklichung des Christenthums, so würde ihr Zweck erreicht sein, wenn dieses in seiner reinen Gestalt in das Bewusstsein der Men-

schen übergegangen wäre. Wäre also das Christenthum verwirklicht, hätte seine Entwicklung sich vollendet, so müsste die Kirche aufhören; wir würden die rechte Religion haben, wenn jeder Mensch seine eigene hätte. Kann aber der Geist ohne Form, die Religion und ihre Lehre ohne Kirche bestehen? Vielleicht nur in einem zukünftigen Leben.

An die Stelle des lastenden Fatum der Alten ist bei uns der erhebende Gedanke der ewigen, unendlichen Liebe getreten, die als sittliche Weltordnung, als Vorsehung uns nahe tritt. Im Alterthume durfte der Mensch den Tag nicht vor dem Abend loben; wir dürfen schon in der Wiege dem Himmel danken, dass er unser ganzes Leben hindurch es mit uns wohlgemacht. Auch im Glauben der gemeinen Welt wird der Geist, „der stets verneint“, immer mehr zur Lüge, und hat dieser doch selbst schon sich als „einen Theil von jener Kraft“ bekannt, die zwar das Böse will, „doch stets das Gute schafft.“ — Wie gestaltet sich in dem Bewusstsein unserer Tage die Welt? Ein grosses Geisterheer, von den entferntesten Punkten der Unendlichkeit, aus den ältesten Zeiten der Ewigkeit einem Ziele zustrebend, fliegt, sich erkennend und sich einend, dem Urquell der tiefsten Liebe zu, woher es entstand, zu dem Reiche, wo sich alle Widersprüche lösen und Begriffe, wie Schuld, Strafe, Untergang keinen Platz mehr finden. Alle unsere Tugenden sind nur von unserer endlichen Bedürftigkeit benannt und laufen zusammen in den einen Glauben, mögen wir diesen Glauben nun bezeichnen als Erlösung, Hingabe an Gott, Aufgehen in die Substanz der absoluten Idee, Erlangung der Freiheit, Vollendung der Sittlichkeit, Verwirklichung des Geistes — es ist in diesem allen dasselbe nur von verschiedenem Standpunkte betrachtet.

Im Gegensatz zu der Griechischen Sophrosyne könnten wir den Charakter der christlichen Religion, in Rücksicht auf das Streben, das darin sich zu erkennen giebt, als den der Begeisterung bezeichnen. Er war dies nicht nur, als er in

der Romantik des Mittelalters des Menschen Herz durchglühte, er ist es auch in unserer Zeit, wo er dem Sinne die Leidenschaft einflösst, dem Strahle des Göttlichen auf dem Wege des Wissens und des Schönen nachzuspüren; es ist im Grunde nur ein verschiedenes Spiel derselben Saiten, die wunderbar voll in dem Glaubensmuth eines Gerhard'schen Liedes ertönen und grässlich durcheinander schwirren in dem ein ganzes Leben hindurch fortgesetzten Selbstmorde eines Lord Byron.

Man hat die Gastfreundschaft der Alten gerühmt; der Vorzug unserer Zeit ist, dass sie derselben nicht mehr bedarf.

In der Kunst vermählt der Geist sich mit dem Körper; wie sollten wir nicht erwarten, dass der Grieche sie vor Allem bei sich heimisch gemacht und mit Vorliebe gepflegt habe? Ihr Bedürfniss war tief begründet in seiner Natur. Denn etwas rein Geistiges, Abstraktes konnte er nicht wohl ertragen, er musste vielmehr, wo dieses ihm entgegentrat, sich gedrungen fühlen, es in einen Körper zu kleiden und so seiner Natur anzupassen. Nur so konnte der Grieche seine geistigen Schätze zu wirklichem Eigenthum machen. Die Stelle unserer Wissenschaft und Philosophie vertrat bei ihm in gewissem Grade die Kunst. — Ja, wir können mehr sagen, der Grieche war erst Schöpfer der eigentlichen Kunst. Denn wenn die anderen Völker des Alterthums Bilder machten, die etwas ausdrücken sollten, nur mittelbar den Gedanken kund gaben, aus dem sie hervorgegangen, schuf er Werke, die wirklich etwas ausdrückten, und fand in der ungemischten Gestalt des menschlichen Körpers die Form, die unmittelbar den Gedanken zur Anschauung brachte.

Es ist schon oft gesagt worden, dass die Kunst ein treuer Spiegel des Menschen und der Zeit sei; nur eine Umkehrung dieser Behauptung würde es sein, wenn wir sagten, dass die Kunst, die ein Volk pflegt, mit diesem demselben Boden entwachse, an denselben Wurzeln hafte, und dass ihre Aus-

bildung von den nämlichen Ursachen bewirkt werde, die des Volkes Entwicklung bedingen. In der orientalischen, namentlich der Indischen Kunst finden wir ganz die üppige Fülle des Asiatischen Himmels, aber jede Regung des Geistes ist vom Uebermaasse des sinnlichen Stoffes überwuchert. Die Aegyptische Kunst trägt durchaus das Gepräge des durch Orthodoxie zurückgehaltenen, in Dumpfheit versunkenen Geistes. In der seinigen bildete der Grieche ebenfalls sich selbst, sein eigenes Ideal. Winkelmann sagt vom Belveder'schen Apoll, der Künstler habe nur so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, um seine Absicht auszudrücken; wir können umgekehrt sagen, der Griechische Künstler habe seiner Materie auch nur so viel Geist eingeflösst, als hinreichte, dass sie belebt erschien. In der Natur des antiken Gottes haben Geist und Sinnlichkeit sich völlig in's Gleichgewicht gesetzt und zu vollkommener Harmonie vereint; beide haben sich absolut zu einem Leben durchdrungen. So kommt es, dass trotz der heiteren Lust, von der oft die alten Bildwerke erfüllt sind, diese doch stets etwas Verschlossenes in ihrem Charakter tragen; das Leben der Seele tritt nur hervor, soweit es sich in den Formen des Körpers, den Mienen des Gesichtes ausprägt. Die Regung des Inneren bedingt zwar die Haltung des ganzen Leibes, aber ist diesem wiederum stets so sehr unterthan, dass ihr nie die Schönheit der Formenbildung, die Anmuth der Bewegung zum Opfer gebracht wird. Die Haltung der alten Figuren ist durchweg streng und gemessen, und nie findet sich eine Spur von unserer empfindungsvollen Nachlässigkeit, von dem schwärmerischen Hingeben, wie wir es lieben. Bezeichnend für die alte Kunst ist auch die Bemerkung, die Winkelmann schon gemacht hat, dass sie nämlich es liebt, die Stirn der Figuren bis tief herab mit dem dichten Kranze der Locken zu bedecken — eine Erscheinung, die jener grosse Kenner, im Glauben, in der antiken den Höhepunkt aller Kunst zu finden, für eine wesentliche Bedingung

der Schönheit ansieht, die wir aber, da uns eine freie, hohe Stirn als Zeugniss des Geistes gilt, doch eben nur als ein charakteristisches Zeichen jener Zeit gelten lassen können. — Das Auge, durch das vor allem des Menschen Bewusstsein hindurch leuchtet, ist bei den Griechischen Figuren stets das eine, zwar unvergleichlich schöne, aber unbewegte Oval, unbewegt selbst beim Laokoon und der Niobe, deren übrige Gesichtszüge vom tiefsten Schmerze durchfurcht werden.

Ueberhaupt könnten wir die Darstellung des Auges in den verschiedenen Epochen der Kunst als ein merkwürdiges Analogon der ganzen Entwicklung der Menschheit betrachten. Vom Boden Erde erhebt es sich und wendet sich himmelwärts, wie das Menschengeschlecht sich aus den Banden der Natur löset und zum freien, leichten Geiste sich emporarbeitet. In der älteren, eigentlich classischen Periode tritt das Auge weit zurück unter den scharf gezogenen Augenbrauen, und die gewöhnliche Haltung des Hauptes ist eine schwachgesenkte; der Blick erhebt sich selten über die Linie des Horizontes. In einer späteren Kunstperiode fing man an, die sonst unberücksichtigt gelassenen Sterne im Auge anzudeuten, um diesem dadurch einen lebendigeren Ausdruck zu verleihen; der Blick erhebt sich und geht in die Weite. Schon dieses Kennzeichen könnte dienen, die streitige Frage hinsichtlich des oben erwähnten Apoll zu lösen und, wie schön er auch immer ist, sein Entstehen in eine spätere Zeit zu versetzen. — Ein ganz anderer wird sogleich der Ausdruck des Auges, wie die Kunst in die christliche Zeit hinüberschreitet. Schon bei den ältesten Schöpfungen derselben, bei den Bildwerken, die in den Römischen Katakomben sich finden, wo die wenig zarten Umrisse kaum Form genug haben, um eine menschliche Figur anzudeuten, liegt im rohen Auge doch eine Tiefe der Empfindung, ein Ueberströmen des Gemüthes, wie sie nur aus dem Drange einer christlichen Seele hervorgehen können.

Das Haupt findet sich gewöhnlich nach hinten geneigt, und der Blick nach oben gerichtet.

Sehen wir aber ab von diesen vereinzelt Merkmalen, die zwar auch tief im Wesen der Kunst begründet sind, und suchen andere, allgemeinere Unterschiede für diese Seite der alten und neueren Zeit. — Wir haben schon darauf hingedeutet, wie im Alterthume jedes Wesen am höchsten als Einzelwesen galt, selbständig und für sich bestehend, während wir unser wahres Sein nur in der Allgemeinheit unseres Geschlechtes finden und jeden Einzelnen als Theil des grossen Ganzen zu betrachten gewohnt sind. So pflegte auch die alte Kunst ihren Gegenstand ganz ausser Zusammenhang mit anderen aufzufassen und die Anschauung, die der Begeisterung zum Inhalt diene, ohne weitere Beziehung, nur für und an sich — am liebsten in einer Statue — darzustellen. Es kam ihr nur darauf an, einen bestimmten Gegenstand, der irgend wie Interesse erregte, uns vor Augen zu führen und uns die Freude des Anblicks zu gewähren. Von der christlichen Kunst wird hingegen verlangt, dass sie ihren Gegenstand jedes Mal zum Träger eines höheren Gedankens macht, und, indem sie ihn, vorzüglich durch Handlung und Gruppierung, in seinen Einzelheiten in Zusammenhang bringt, ihn als kleine Welt und so als einen Theil der grossen Welt des Geistes darstellt — was am leichtesten im Gemälde geschieht. Bedeutende Handlungen stellen die Alten nicht vorzugsweise dar; sie wählen oft die geringfügigsten, nur um ein Motiv für die Bewegung der Figuren zu haben; und von eigentlicher Gruppierung, wie sie bei uns ausgebildet ist, finden sich häufigere Beispiele nur auf Gemälden aus den letzten Zeiten des Alterthums. Von dem, was unsere Künstler den Moment eines Bildes nennen, findet sich nur ausnahmsweise eine Spur, und selbst bei Darstellung von ganz bestimmten Personen, von Portraits, verschmähte man es, diese durch individualisirende Andeutung näher zu bezeichnen. Wir würden z. B. dem Bilde ei-

nes Homer den Ausdruck einer augenblicklichen Begeisterung, einem Plato den des tiefen Nachdenkens beilegen, um jenen als Dichter, diesen als Philosophen kundzugeben; aber nichts Dergleichen findet sich bei den schönen Büsten, die uns von diesen beiden Männern erhalten sind. Doch glaube man ja nicht, dass die Alten, wenn sie auch nicht individuell darstellten, ihren Gegenstand nicht hätten auf's Vollkommenste zu charakterisiren verstanden. Die Statue des Cäsar hat eine ganz gewöhnliche, ruhige Stellung, wie man sie im Leben häufig genug beobachten kann, dennoch giebt die feste, gebieterische Haltung, der durchdringende Blick der Augen, die scharfgebildete Adlernase, diese ungewöhnlich dünnen, gepressten Lippen, genugsam den Eroberer der Welt und Roms zu erkennen.

Die eigentliche Kunst der Alten war die Plastik, wo die Form die vorzüglichste Berücksichtigung findet, und der massenhafte Stoff seinen Bearbeiter nöthigt, sich mit der Bildung einer oder einiger Figuren zu begnügen. Die Malerei dagegen ist mehr eine der christlichen Zeit angehörende Kunst; die leichtere Behandlung des Materials erlaubt dem Künstler mehr Aufwand und grössere Freiheit im Gebrauche der Figuren und giebt ihm mannigfache Mittel an die Hand, das rein stoffliche, körperliche Element in den Hintergrund treten zu lassen und das geistige mehr hervorzuheben. — Hierin ist aber vorweg ein anderer Unterschied der alten und neuen Kunst ausgesprochen, der am tiefsten das Wesen derselben trifft; mögen darüber einige Andeutungen hier noch Platz finden.

Zu allen Zeiten ist das Schöne die Absicht aller Kunst gewesen; nur die Art, wie es dargestellt worden, war in den verschiedenen Zeiten verschieden. Im Alterthume galten Körper und Geist gleichviel — wie hätte nicht auch in der Kunst der erstere Anspruch darauf machen sollen, an den Gaben derselben theilzunehmen? Das Schöne wurde auch auf ihn übertragen, und so entstand die Schönheit der

Form, die Idealität, die den Hauptcharacter des antiken Kunstwerks ausmacht. Man entfernte von der Gestalt alle menschliche Bedürftigkeit, jeden Mangel und Ueberfluss, wie sie das Leben verunzieren, und suchte in der Phantasie sich bis zu dem Urbilde des Gegenstandes zu erheben, wie dieser gelebt hatte in dem Gedanken des ersten Schöpfers. Die Griechische Kunst verfuhr ähnlich, wie die Philosophie Plato's: sie beide versetzten die Geschöpfe der Erde in ein Reich höherer Vollendung und Vollkommenheit, nur dass der Philosoph seine Idealwelt in das Jenseit hinüberführte, der Künstler sie vor unsern Augen entstehen liess. Der Geist nahm dann Theil an der Schönheit, insoweit die Gestalt, die Form nur der Ausdruck desselben, die Verkörperung des Geistes selbst ist. In einem schönen Leibe musste eine schöne Seele wohnen. So war über beide Theile unseres Selbst die Schönheit gleich vertheilt. — Die christliche Zeit erkennt die Gleichberechtigung des Körpers mit dem Geiste nicht mehr an, und dass es auch die Kunst nicht mehr thut, beweisen nur zu sehr Erscheinungen, wie die heiligen Scheusale eines Ribera, oder die wandelnden Leichname aus der Overbeck'schen Schule. Dennoch wird es, auch bei besserem Geschmacke unserer Kunst nicht immer möglich werden, die Griechische Schönheit der Form in ihren Werken zu bewahren: in den seltensten Fällen, wo sie ihren Stoff aus der christlichen Zeit nimmt. Was wir von unserer Geschichte sagten, dass ihre Entwicklung Reformation und Revolution sei, gilt auch von unserm Leben; es bildet sich im Kampf und Streit. An die Stelle der Harmonie, die im Alterthum zwischen Geistes- und Sinnenwelt obwaltete, ist der Zwiespalt zwischen beide getreten und grade der Sieg, den das Höhere über das Niedere davon trägt, ist es, was unserm Leben Werth verleiht — ist es zugleich, was unsere Kunst am liebsten zum Gegenstande ihrer Schöpfung macht. Der Sieg des Geistes ist die Schönheit, die dieselbe für sich in Anspruch nimmt,

und die sie oft nur darstellen kann, indem sie das Unterliegen des Fleisches schildert.

So waren in den beiden Zeitaltern auch der Zweck und die Bedeutung der Kunst ganz verschieden. Dem Alten diente sie zur Verschönerung seines Lebens; uns ist sie die Ahnung einer höheren Welt. — Wie glücklich auch der Grieche sich fühlen mochte in seinem Lande, wo weder kalter Nebel die Erde drückt, noch eine zu glühende Sonne sie unwirthbar macht — sein Leben konnte doch nicht ohne Lücken sein. Aber die Kunst war mehr als hinreichend, sie, wenn nicht auszufüllen, doch gefällig zu überdecken. Auf überraschende Weise tritt uns dies entgegen, wenn wir einen Blick werfen in die Wunderwelt, die uns im südlichen Italien so lange im Schoosse der Erde aufbewahrt worden — wo wir freilich, was die Kunst betrifft, kaum mehr als den Nachklang einer besseren Zeit erkennen dürfen. Aber uns entzückt der Zauber, den die Alten durch jene über ihr Dasein bis zu dessen gewöhnlichsten Ausläufen zu verbreiten wussten. Wie es ein Kind erfreuet, wenn es sein eigenes liebliches Köpfchen im Spiegel erblickt, so gefielen sich die Alten darin, sich ihr ganzes Leben umher gegenständlich zu machen. Nicht allein die Tempel und öffentlichen Orte waren mit den Statueen der Götter und der verdienten Männer geschmückt, auch in den Wohnhäusern findet sich kaum ein Raum, der nicht durch die Kunst auf irgend eine Weise seine Zierde erhalten hätte. Noch können wir aus den Gemälden und Mosaiken, die in den Gemächern angebracht sind, deren ursprüngliche Bestimmung errathen. Da finden wir in den Badestuben Quellen und nackte Nymphen, die des kühlen Gewässers sich freuen, Diana, vom Actäon belauscht; den Grund und die Oberfläche des Meeres mit spielenden Fischen, Tritonen, die auf Meerungeheuern sich tummeln; in Speisesälen locken noch reichlich besetzte Tafeln, mit frischen Farben gemalt, unsern Sinn; durch eine gemalte Thür tritt eine leichtgeschürzte Sklavin ein, den Wein-

krug bringend, oder einen Korb mit Früchten zum Nachtsch. In einem andern kleinen Raume steht eine Mnemosyne an einen Altar gelehnt, oder eine auf die erzene Tafel schreibende Klio, der Amor die Lampe vorhält; in noch einem andern finden sich Scenen gemalt, die dem Vulkan die grimmigste Eifersucht erwecken würden. Und nicht allein die Räume im Hause, alle Geräthe sind mit bezeichnendem Schmucke versehen. Auf einer Nachtlampe lauscht ein neugieriges Mäuschen; um einen Trinkbecher taumeln musicirende Satyrn und trunkene Bachantinnen, auf einem Spiegel flucht Venus glänzende Perlen durch ihr Haar u. s. w. Selbst die Beschäftigung, die Gewohnheiten und Neigungen der früheren Besitzer lassen sich oft aus den Zierrathen erkennen, die in den Häusern derselben reichlich vertheilt sich finden. Und Alles dies ist ausgeführt mit der heitersten Laune und ungetrübtesten Lebenslust. Kein Gedanke an die Dürftigkeit des menschlichen Lebens taucht auf. Wie könnte in so reicher Umgebung, wo alle Reiche der Natur, das weite Gebiet der Phantasie jeden Augenblick ihre Schätze darbieten, die Sorge ihre kalte Hand an unsere Brust legen, der Trübsinn unsre Stirn in Falten pressen? Selbst die Götter verlassen ihre Wohnsitze auf dem Olymp und adeln durch ihre Gesellschaft und Theilnahme den Verlauf unseres Lebens. Es waren keineswegs ausschliesslich die hohen Thaten derselben, die man zum Gegenstande der Schilderungen machte; man war eigensinnig genug, den Göttern und Helden ihre menschlichen Schwachheiten abzulauschen und vorzugsweise diese vor Augen zu führen. Man wollte sich nicht in eine höhere Sphäre versetzen; sondern nur die, darin man sein Dasein schon hatte, mit allen Reizen des Lebens ausschmücken. Bei uns weilt die Kunst nicht so im Familienkreise; es sind nur geweihte Augenblicke des Lebens, die wir ihr widmen. Aber — welche Wonnen durchströmen uns vor einer Raphael'schen Madonna, welche Schauer erweckt der Anblick eines jüngsten Gerichtes von Michael Angelo. —

Unter dem Schall der Posaunen, der uns aus diesem entgentönt, erstirbt der Ruf jeder irdischen Leidenschaft; und aus den Augen jener leuchtet uns der Himmel entgegen, den wir anderwärts vergebens suchen. Wer, der vor dem letzten Werke jenes ersten grossen Meisters steht, der Verklärung und Himmelfahrt Christi, fühlt sich nicht entthoben der lastenden Schwere unserer sinnlichen Natur, feiert, im Anschauen dieses Bildes, nicht selbst eine Auferstehung und Verklärung?

Woher aber kömmt es, dass der Anblick eines antiken Kunstwerkes stets einen so wohlthätigen Einfluss auf uns ausübt, während der Eindruck, den Werke der christlichen Zeit auf uns machen, sehr häufig ein unangenehmer, beängstigender ist? Wo anders sollte der Grund hiervon zu suchen sein, als in dem verschiedenen Wesen der Kunst in den verschiedenen Zeiten? Die äussere und innere Vollkommenheit, die die Griechische Statue charakterisirt, diese Harmonie, die das Ganze ohne einen Missklang durchtönt, diese Seeligkeit und Genugsamkeit des Daseins, die weder durch bangen Zweifel noch heftige Leidenschaft gestört wird, dieses unbefangene Leben in der Gegenwart, das weder die Vergangenheit verfinstert hat, noch die Zukunft zu trüben vermag — sie sind die Quellen des hohen Genusses, dem wir uns hingeben. Wir finden in dem Augenblick selbst einen Ruhepunkt und fühlen uns befreit von dem Bewusstsein des Unvollendetseins, geniessen eine andere Freude, als die die Qual des endlosen Strebens und Ringens uns gewährt. — Die christliche Kunst führt uns häufig zu den Abgründen und Zerrissenheiten des menschlichen Daseins und öffnet uns die nächtlichen Labyrinthe, durch deren Irrgänge wir auf Umwegen zu unserm letzten Ziele gelangen — die dennoch endlich aber zu einer Seeligkeit führen, die weit über den Punkt hinausliegt, wo das Leben der Alten seines Glückes Vollendung fand.

Ueber den Unterschied der classischen und romantischen

Poësie, besonders über das Princip des alten und neuen Dramas ist viel gesprochen. Bedenkt man aber, dass jene überhaupt, und in's Besondere das Drama die Interessen und Fragen unseres Lebens am unmittelbarsten und tiefsten zur Sprache bringt, und geht man von einer vorurtheilsfreien Anschauung der Zeiten aus, so wird sich der gesuchte Unterschied leicht ergeben.

Die antique Tragödie ist nichts anderes als die Verherrlichung der Sophrosyne und des Fatum; die neuere die Verherrlichung des sittlichen Strebens und der unendlichen Liebe. — In wie weit diese Wahrheit sich bei allen Tragödien, die uns aus dem Alterthume aufbewahrt sind und welche die christliche Zeit hervorgebracht hat, bethätige, liegt uns nicht ob zu untersuchen; werfen wir vielmehr noch einen Blick auf ihre Entwicklung und sehen, ob diese im Allgemeinen mit der des menschlichen Bewusstseins parallel läuft.

Bei Aeschylus erscheinen die Menschen noch fast wie die Elemente der Natur. Jeder bewahrt sein eigenes Reich und herrscht darin mit unverkümmerter Selbstbestimmung. Riesengross, wie aufgethürmte Felsen, stehen sie neben einander und wo sie sich berühren, erfolgt ein krachender Einsturz. Nur der Gewalt, die von oben herab in das Diesseits hineinragt, den Beschlüssen der Götter beugen sie gezwungen ihren Willen. — Bei Sophocles klären sich schon die Gestalten und ein gemeinsames Licht bricht durch alle hindurch. Dennoch bleiben bei ihm die Einzelnen auch noch neben einander stehen, obgleich manche — doch mehr äussere Banden sich um sie schlingen; ein Ganzes, eine wirkliche Gruppe bildet nur der Chor. — Erst Euripides hat eine Ahnung von einer Menschheit; aber in seiner Welt stossen die sinnlichen Momente noch eben so sehr sich ab, wie die geistigen sich anziehen. Des Euripides Menschenwelt trägt etwas Hartes, Schroffes in sich, ist ungewiss und verlassen, noch nach dunklen, unbestimmten Gesetzen, ohne

letztes Ziel sich bewegend. — Shakspeare zeigt dann, wie in diesen Gesetzen Einheit und Wahrheit sei — Goethe endlich in seinem Faust, dass Vernunft und göttliche Liebe sie begleiten.

Die Komödie, wie vorzugsweise Aristophanes sie bearbeitete — durchaus verneinender Natur und der Tragödie gradezu entgegengesetzt, ist weniger als Ausdruck der Entwicklung eines ganzen Zeitalters zu betrachten, denn als ein einzeln dastehendes Moment, welches die Entwicklung in einem bestimmten Zeitpunkte bedingt. — Wie schon früher gesagt wurde, ist Bildung, Versittlichung und Vergeistigung der Zweck alles Lebens und aller Geschichte. Der Geist aber, der, als ein Geschenk der Vorsehung, dem Leben und der Geschichte mitgetheilt sich findet, liegt, ehe er völlig in das Bewusstsein der Menschen übergeht, gebunden an natürlichen und geschichtlichen Stoffen; erscheint selbst wie eine äussere, antastbare Substanz. So finden wir ihn als Gewohnheit, Sitte, Gesetz, Staat, Kirche u. s. w.; Scheu, Verehrung, Glaube, Gehorsam u. a. ersetzen die Vernunft und Freiheit, die letzten Entwicklungsformen des Geistes und der Sittlichkeit. Den Druck einer solchen Substanz aber erträgt der Mensch endlich nicht mehr; er sucht sich denselben zu entledigen und vernichtet das bloss Substantielle — wir haben nicht zu sagen, ob stets des rein geistigen Kernes theilhaftig werdend. Doch als ein solches Zerstörungsmittel ist auch der Witz und die Satyre der Komödie zu betrachten. Aristophanes nimmt die ganze Welt, wie er sie findet, Gutes und Böses, Götter und Menschen, Staat und Religion und schlägt mit dem Zauberstabe seiner Komik hinein; alle Formen zerbrechend, alles, was als selbstberechtigte Substanz sich festgesetzt hat, aufhebend, und nichts übrig lassend, als was an sich ewig unvergänglich ist. — Aus demselben Bedürfniss der menschlichen Natur ist ohne Zweifel auch aller Mummenschanz des Mittelalters hervorgegangen; die Narrenfeste, Eselsmessen, Carnevals u. s. w.

Das Lustspiel giebt mehr oder weniger ein Bild des gewöhnlichen Lebens, wie es in jeder Zeit sich gestaltet, und was von dieser im Allgemeinen gilt, ist von jenem im Besonderen zu sagen.

Die Lyrik der Alten unterscheidet sich von der neuern hauptsächlich dadurch, dass ihr der Humor abgeht, d. h. die Betrachtungsweise, welche die Gegenstände ihrer lastenden Schwere entkleidet, mit der sie auf das gewöhnliche Bewusstsein drücken, und unter die Mächte, die einander feindlich gegenüber stehen, aus dem Reiche des Gemüths und der Poësie die Versöhnung trägt. Im Alterthum waren Schmerz und Lust, Leid und Freude getrennt; bei uns liegt oft im tiefsten Schmerze das höchste Entzücken.

In neuester Zeit ist die Frage über die Weise der Alten, die Natur zu betrachten, angeregt worden, aber der Versuch, für dieselben eine Naturbetrachtung in Anspruch nehmen zu wollen, wie sie bei uns und unsern elegischen Dichtern sich findet, möchte wohl als vergeblich sich erweisen. In den ältesten Zeiten stand die Natur mit ihrem Götterleben dem Menschen noch zu mächtig, zu herrisch gegenüber, als dass er sie ohne Scheu hätte betrachten, ohne Behutsamkeit von ihr sprechen sollen. Die Erde mit ihren Bergen und Thälern, ihren Haynen, Quellen und Strömen ist ihm noch ein Heiligthum, wenn auch nicht unnahbar, doch in Ehrfurcht gebietender Ferne gelegen. Später zeigen die Alten für die Reize und Annehmlichkeiten der Natur zwar den feinsten Sinn und das schärfste Auge — unzählige Stellen aus den Dichtern und vor Allem die überaus sinnvollen, naiven Schilderungen aus dem stillen Leben der Thier- und Pflanzenwelt auf alten Wandgemälden beweisen es — doch war ihr Blick eben ganz unbefangen; sie nahmen die Natur für nichts Anderes, als was sie in Wirklichkeit ist, für den festen Grund, der den Menschen trägt, den fruchtbaren Boden, der ihn nährt, für eine Wohnung, die zwar mit mannigfachem Schmucke ausgestattet sich zeigt,

doch nichts für sich ist, nur zu etwas dienen kann. Selbstständiges Leben hatte die Natur für die Alten nicht, und es hineinzulegen, wie wir es thun, dazu besaßen sie selbst nicht inneres Leben genug. Zwar kann man ihnen hohe Verstandeskräfte nicht absprechen, doch über so viel übersprudelndes Leben des Gefühls und Gemüthes hatten sie nicht zu gebieten, dass sie die Aussenwelt noch damit hätten anfüllen können.

Zwar kennen wir die Musik der Alten zu wenig, als dass wir mit Bestimmtheit darüber sprechen könnten, doch wird sie nur rythmisch gewesen sein, ihr Inhalt sich nur durch die Form zu erkennen gegeben haben. Nach einer bestimmten Melodie folgten die Töne auf einander und behaupteten einzeln, jeder an seiner Stelle, ein ausschliessliches Recht an den Besitz derselben, aber ohne Hoffnung auf Wiederkehr, auf ein Fortleben durch das Ganze, auf ein Aufgehen endlich in einen allumfassenden, befriedigenden Accord. Das Wesen unserer Musik macht die Harmonie aus, und sie vermag durch diese das Leben in seiner tiefsten und weitesten Bedeutung aufzufassen. Es gestaltet sich in ihrem wunderbaren Reiche eine Welt mannigfaltiger, oft feindlicher Kräfte, die in der buntesten Entfaltung und Verwicklung fortleben und oft nur leise ahnen lassen, dass sie alle von einer Natur sind, alle einem Gedanken dienen. Dieser tritt aber jedesmal aus dem Gewühl des Kampfes siegreich und in voller Herrlichkeit in's Leben.

Auch in der Baukunst hat der Geist der Zeiten sich zu versinnlichen gewusst. — Vergleichen wir z. B. die Orte, wo das höchste Wesen verehrt wird, den Griechischen Tempel und den Gothischen Dom. Jener steht in seiner einfachen Vollendung fertig und abgeschlossen da; der schönste Einklang durchtönt alle Glieder des Ganzen, die sich leicht und gefällig, aber auch nach bestimmt ausgesprochenen Gesetzen in einander fügen. In gleicher Lust reihen all' die schlanken Säulen sich auf dem ebenen Grunde und ohne

zu trauern, dass ihr Wachsthum sobald abgeschnitten wird, schmücken sie noch, ehe sie anfangen, die Last des sie abgrenzenden Gebälks zu tragen, mit bunten Blumenkronen ihr Haupt. Der Giebel hat nur die Aufgabe, das Gebäude zu Ende zu führen und er schliesst dasselbe in seiner ganzen Breite gegen den Himmel ab, ohne das Innere jedoch dessen seegnendem Strahle zu entziehen. Selbst kunstlos bietet er der Kunst seine Felder für ihre lebenvollsten Schöpfungen dar und verlangt nur, dass sie unbedingt mit den für sie abgezielten Räumen sich begnügen. Aber bei dem Anblicke des ganzen Werkes erfüllt uns Ruhe und Seeligkeit; jedes peinvolle Sehnen und Streben in unserem Innern legt und ebnet sich. Mit dem Gefühle eines beglückten, befriedigten Daseins wandeln wir froh und ohne Bangen durch die heiligen Räume der Marmorhallen. — Ganz anders stellt sich der christliche Dom dar. Eine unberechenbare Macht entwächst der Erde, aber sogleich, wie sie hervortritt, beginnt sie weiter zu wachsen, sich zu gestalten und zu bilden. Da ist nirgends Ruhe; Alles ringt empor und hebt sich; die schwere Masse verschwindet allmählig, Form und Geist tritt immer mehr in's Dasein. Nichts ist bloss da, um Anderem Raum zu gewähren: Alles hat selbst Bedeutung und nimmt Theil an dem Leben, welches das Ganze ahnungsvoll durchhaucht. Und dieses Leben, wie es sich mehr und mehr von der Erde entfernt, entfaltet sich zu immer schöneren, zarteren Blüthen und erhebt sich endlich zu Höhen, die unser Auge kaum noch ermessen kann, vermählt das Irdische mit dem Himmlischen, das Diesseits mit dem Jenseits. Der Anschauende kommt sich selbst klein und dürftig vor, aber voll Lust lässt er sich mit empor tragen; tausend Regungen des Geistes werden wach; Unruhe ergreift die Seele, und nur die Gewissheit des Hinaufschwebens, die Hoffnung, das Unendliche zu erreichen, bleiben frohe und behagliche Empfindungen.

Als Kunstproduct eines Volkes wird gewiss nicht mit

Unrecht auch dessen Sprache angesehen; ein Blick auf diese möchte hier nicht am unrechten Orte sein. — Die Sprachen des classischen Alterthums waren durchaus plastisch; von höchst ausgebildeter Form, sowohl was das Wort, als was den Satz betrifft. Allen Sinn der Rede, alle Deutlichkeit der Gedanken gaben sie durch Genauigkeit des Ausdrucks. In den neuern Sprachen dagegen ist die Form sehr vernachlässigt; eine genau geregelte Stellung der Worte im Satze muss die Betonung derselben ersetzen. Der Gedanke selbst und die Beziehung der Gedanken untereinander müssen dazu dienen, dem Ausdruck Deutlichkeit, der Rede Klarheit zu verleihen.

Was die Wissenschaft endlich betrifft, so können wir die der Alten als das erste Bedürfniss des zu sich kommenden Geistes bezeichnen, aber eines Geistes, der zwar anfängt, Freude über sich selbst zu empfinden, doch in dem Bemühen, sich seiner selbst zu bemächtigen, sich gegen die Aussenwelt nur noch negativ zu verhalten weiss. Die Alten wollten wissen um zu wissen; es gewährte ihnen Genuss und zugleich das Bewusstsein, sich den erkannten Gegenstand unterworfen zu haben. Jede Erkenntniss galt für erfreulichen Gewinn, mochte sie sich nun beziehen auf die Natur der Götter, oder auf die Frage, wie viel Sand am Ufer des Meeres liege. Je mehr die Kenntniss ausgebreitet wurde, desto weiter glaubte der Geist seine Herrschaft ausgedehnt zu haben; wie er sich selbst durch das Wissen bereichern und erweitern konnte, davon hatte er noch keine Ahnung. Zwar war die Wissenschaft der Alten keineswegs ungenau; die Unbefangenheit mit der ihr fein unterscheidendes Auge alle Dinge ansah, liess sie Alles erkennen, was nur zur Erscheinung kam, und setzte sie viel weniger dem Irrthum aus, als unsere Verfahrungsweise es zu thun pflegt, die, in vorher angefertigten Systemen und Theorien befangen, später erkennen als wissen will, und sich darin gefällt, die Dinge bloss anzuschauen, um Beweise darin für

vorausgebildete Annahmen zu finden — aber jenes höhere Wissen fehlte den Alten, welches als das Wesen eines jeden Dinges den Gedanken Gottes aufsucht, aus dem es hervorgegangen; wodurch der Geist sich selbst in den Dingen und das Wirkliche an denselben wiederum in seinem Reiche erkennt und so das Eins findet in der bunten Mannigfaltigkeit der erscheinenden Welt, von dem die Alten so viel sprachen, das sie aber nie erkannt haben. Diese suchten nur zu erkennen, was da war, und Alles, was sie erkannt hatten, wurde als fertig in das Wissen aufgenommen; was auch ein Jeder erkannt hatte, und wie er es erkannt haben mochte, es genügte ihm und jedes Mal war die Kenntniss vollkommen, brauchte nicht durch die eines anderen Dinges vervollständigt zu werden. Ein Ding behauptete sich neben dem anderen, und dieses nur unter dem Widerscheine von einem anderen zu betrachten, musste als ein Eingriff in seine Rechte angesehen werden. Die Geschichtsschreiber z. B. hielten sich in ihrer Erzählung an das, was geschehen war, an die Thatfachen; der tiefere Zusammenhang musste sich von selbst ergeben; noch weniger dachten sie daran, Bemerkungen einzuflechten über eine höhere Beziehung des Erzählten, wie wir es oft bis zum Uebermass zu thun lieben.

So kam es denn, dass die Wissenschaft im Alterthum an individueller Beschränktheit, wie an einer gewissen Unerquicklichkeit litt; sie blieb lange etwas Vereinzelt, Zerstücktes und trotz ihres geringen Umfanges doch etwas Chaotisches, in seiner Unordnung schwer Lastendes. Was wir Polyhistorie nennen, findet sich zwar im späteren Alterthume, wie in der Alexandrinischen Zeit auch Akademien in unserem Sinne, Museen u. dgl. aufkamen, aber der Charakter der Wissenschaft änderte sich der Hauptsache nach wenig; diese erweiterte sich nur, nahm aber keine höhere Anschauungen in sich auf. Die Bezeichnung der Alexandrinischen Gelehrsamkeit ist ja fast sprichwörtlich geworden

für eine solche, die das Zusammentragen des Stoffes zu ihrer Hauptaufgabe macht.

Wollten wir von unserer Wissenschaft sagen, dass sie jenen oben angedeuteten idealen Standpunkt durchweg eingenommen habe, so würden wir zuviel behaupten. Sie begnügt sich noch zum grossen Theil — was freilich auch stets eine ihrer Beschäftigungen bleiben und sie des Dankes der Menschen versichert halten wird — mit emsigem Einsammeln des Stoffes, dadurch wir unsere Kenntniss bereichern mögen, aber sie erkennt dies doch nicht mehr als ihren letzten Zweck an. Sie bemüht sich auch noch vorzüglich, was die alte Wissenschaft ebenfalls schon that, Ursache und Wirkung, Grund und Zusammenhang der Dinge aufzufinden, schätzt es aber für eine noch höhere Pflicht, den Endgedanken zu suchen, wodurch jedes Besondere mit dem Allgemeinen, jedes Individuelle mit dem Unendlichen in Verbindung steht. Sie strebt überhaupt dahin, die Masse dem Gedanken zu unterwerfen, den Stoff in den Geist aufzuheben und findet so entweder ihre Vollendung in der Philosophie — wie wir denn auch schon fast von jeder Wissenschaft eine Philosophie derselben besitzen, oder sie übernimmt die Rolle der Kunst und führt, indem sie von dem zusammengetragenen Material jedes Einzelne in seiner Eigenthümlichkeit auffasst und an die rechte Stelle bringt, ein wohlgefügt Ganzes vor unseren Augen auf und überlässt, selbst ohne Hass und Liebe, es uns, zu betrachten und uns eine Meinung zu bilden.

Die Wissenschaft bei den Alten legte zuerst Zeugniß davon ab, dass der Geist zu sich selber komme, sich als selbst- und hauptsächlich berechtigtes Moment erfasse, ja, sie war ein Grund mit, der ihn zuerst dazu antrieb, diesen Schritt zu thun; und, indem sie so den Einklang zwischen Natur und Geist, den wir als das charakteristische Zeichen für das Alterthum festgesetzt haben, aufhob, zersprengte sie letzteres in seinem innersten Wesen. Ist es nun unsere Aufgabe,

jenes Zeitalter nur in der Epoche zu betrachten, wo es von seiner wahren unterscheidenden Eigenthümlichkeit noch nichts eingebüsst hat, so würde die Wissenschaft eigentlich nicht mehr vor unsere Betrachtung gehören; weniger aber noch, wie leicht zu ersehen, die Philosophie, auf welche alles, was von der Wissenschaft gilt, in erhöhtem Maasse Anwendung findet. Die Philosophie lös'te mehr noch, als jene, das Alterthum auf; sie war gleichsam dessen Schwanengesang und letzter Sterbeseufzer. Sie selbst ging mit zu Grunde, denn die unheilbaren Wunden, die sie geschlagen hatte, vermochte sie weder zu heilen, noch ihre tödtliche Wirkung von sich selber fern zu halten. Den Bruch, den sie ihrer Zeit zugeführt hatte, nahm sie auch in sich auf und trug ihn mit sich, so lange sie dauerte; nur indem sie sich selbst aufgab, endigte sie endlich den Streit der in ihr sich bekämpfenden Elemente.

So liefert die Philosophie gewissermaassen einen indirecten Beweis für unsere Behauptung; sie gab dem Geiste das Uebergewicht und führte das Alterthum zu Grabe. Wir könnten daraus schliessen, dass dieses nur habe bestehen können unter dem Gleichgewicht zwischen Natur und Geist. Die älteste Philosophie war durchaus realistischer Natur, wandte sich ausschliesslich auf die Betrachtung der Erde und des Himmels — dennoch war sie Philosophie, denn sie begnügte sich nicht mit bloss empirischen Forschungen, sondern suchte nach einem, allen Naturerscheinungen zu Grunde liegendem Prinzip. Die Jonier nahmen ein materielles Grundelement an, die Pythagoräer ein symbolisches, die Eleaten ein rein abstraktes Prinzip. Schon hier fielen Wirklichkeit und Philosophie auseinander, und nur das Bedürfniss, das man empfand, die Verbindung zwischen beiden wieder herzustellen, führte jene weiter. Heraklit setzte das Werden als Grund aller Erscheinung, und, indem er dadurch die Frage nach der Ursache des Werdens anregte, gewann es den Anschein, als ob er den Grund zu einer

Philosophie des Geistes gelegt habe. Zuerst zwar antwortete die Mythologie auf diese Frage und nannte Hass und Liebe; dann gab Demokrit noch die bewusstlose Nothwendigkeit, aber Anaxagoras eine weltbildende Intelligenz als Grund des Werdens an. Doch blieb dies eben nur eine Angabe, eine Forderung, die, wie sie gestellt war, auch sogleich wieder aufgegeben wurde. Man vermochte nicht, von der Betrachtung der Natur zu der des Geistes überzugehen, und musste versuchen, auf anderem Wege dies Ziel zu gewinnen. Die Sophisten begannen, indem sie den Menschen zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten, die Philosophie von neuem und entdeckten in der Subjectivität und dem Ich wenigstens den Sitz des Geistes. Auf diesen selbst jedoch und sein eigenthümliches Wesen, wie auf seine eigentliche Bedeutung warf Sokrates den ersten Blick. Aber dieser, wie seine Vorgänger, die Sophisten, verhielt sich gegen die Naturphilosophie gleichgültig, sogar verneinend; und was die Philosophie des Geistes betrifft, so hat er auch hier wohl nicht viel mehr gethan, als dass er für diesen das Recht nachgewiesen, eine besondere philosophische Betrachtung für sich in Anspruch zu nehmen. Plato machte, wenn auch mit weniger Vorliebe, die Natur wieder zum Gegenstande seines Denkens und gab in seinen Untersuchungen manche Anklänge einer wirklichen Wissenschaft des Geistes, doch beide mit einander zur Einigung zu bringen, hat er kaum versucht; und selbst sein Unternehmen, zwischen der lebendigen Welt und der des reinen Geistes den Zusammenhang nachzuweisen, muss als misslungen bezeichnet werden. Schon Aristoteles hat dargethan, wie die Ideen des Plato von der Wirklichkeit durchaus getrennt ihr Dasein haben, nicht nur in ihrer Jenseitigkeit völlig unnahbar sind, sondern auch, bewegungslos und starr unveränderlich, wie sie erscheinen, weder auf das Bestehen noch auf die Gestaltung alles Diesseitigen irgend einen Einfluss üben können. Zwar behauptet Plato selbst, dass die Welt ein Abbild des Ideenreiches sei, aber dies

ist mehr ein Verlangen seiner eigenen mit dem Idealen bis zum vollsten Maasse erfüllten Seele, mehr das Ergebniss einer erhabenen Gemüthsstimmung, als ein durch logische Schlüsse und philosophische Betrachtung gewonnener Gedanke. Denn wie er sich anschickt, diesen Gedanken dialektisch durchzuführen, wendet er sich sogleich zu poëtisch mythischen Darstellungen, wo ein mystisch dunkles Spiel der Phantasie den Leser fesselt und über das eigentliche Verlangen und Bedürfniss der Speculation täuschend hinweghilft, oder eine geistreiche Anwendung von Pythagoreïschen Zahlenverhältnissen die treffende Schärfe und überzeugende Klarheit der Gedanken ersetzen soll. Selbst die Gottheit bildet in Wahrheit keine Brücke zwischen der Welt und dem Ideenreiche. Sie schafft zwar jene aus der chaotischen Masse nach den Urbildern, die das letztere ihr liefert, aber es wird nicht angegeben, welche in oder auch nur ausser der Gottheit liegende Motive diese dazu bewegt, die Welt zu schaffen; diese ist ein Werk — nicht der Liebe, sondern nur der „göttlichen Neidlosigkeit.“ Ebenso wenig erfahren wir, welche Beziehung zwischen den Ideen und dem Wesen der Gottheit stattfindet.

Aristoteles stand davon ab, den Geist im Jenseits zu suchen; er wandte sich zurück zur Betrachtung der erscheinenden Welt und glaubte, hier das Prinzip des Geistes in innigster Verbindung mit dem natürlichen Elemente zu erkennen. Er bestimmt das Verhältniss beider zu einander wie das der Möglichkeit zur Wirklichkeit, der Materie zur Form, doch vermag er nur diese Verbindung zu vollziehen, indem er, für die Materie sowohl wie für die Form dieselbe Substanz beibehaltend, nur nach gewissen Bedingungen diese einmal Materie, ein ander Mal Form nennt. Die Materie in ihrer Bewegung zur Vollendung wird Form; jeder Schritt in dieser Bewegung ist im Verhältniss zum vorhergehenden Form, im Verhältniss zum nachfolgenden Materie; nur wo die Bewegung aufhört, tritt reine Form ein. Diese also,

oder absoluten Geist gewinnt der Philosoph nur durch eine Verneinung und verneint auf diese Weise diesen selbst. Denn ginge diese Bewegung, die von der rohen Materie anfangend durch das All der Erscheinung sich hinzieht, bis in's Unendliche fort, so wäre die Form, der Geist in jedem Augenblicke auch noch Materie, Substanz, von der ursprünglichen Materie nur durch die Entfernung, durch die höhere Stufe seines Standortes unterschieden, also niemals ganz rein, absolut. Ein solcher Geist ist seinem Grundwesen nach aber kein Geist, und Aristoteles vermochte, obwohl er das Bestreben der Materie, sich zu vergeistigen, richtig erkannt, dennoch nur durch Verneinung des Geistes die Einigung zwischen diesem und dem natürlichen Elemente herzustellen, d. h. diese in Wirklichkeit nicht herzustellen. Dennoch spricht er von einem absoluten Geiste, einer Gottheit, die aber auch, ähnlich wie der *νοῦς* des Anaxagoras, mehr eine Forderung als ein Ergebniss seiner Philosophie ist und wie die Gottheit des Plato, sich eigentlich als der Inhalt ergibt, den, als Erinnerung des Jugendglaubens oder als ein Theil des gewöhnlichen Bewusstseins oder endlich als eine Ahnung des hohen, über sich selbst hinausgehenden Geistes, mehr der Mensch als der Philosoph in sich trug. — Die Welt des Aristoteles erscheint als eine Bewegung; es musste sich die Frage aufdrängen nach dem ersten Grunde dieser Bewegung, nach einem ersten bewegenden Prinzip. Als dieses setzt der Philosoph sogleich die Gottheit, die er unerwartet und auf den ersten Blick ganz ohne Bedürfniss in seine Philosophie einführt, und verfällt dabei in einen ähnlichen Fehler, wie er ihn bei Plato tadelt. Denn seine Gottheit giebt zwar den ersten Anstoss zur Bewegung der Welt und schafft sie so gewissermaassen aus der Materie, aber er bleibt sonst zu derselben ganz ausser aller Beziehung. Wir erfahren wiederum weder, warum er diese That der Weltschöpfung vollbringt, noch unter welchen Bedingungen er sie bewerkstelligt. Er selbst ist ewig unbewegt

und trägt in seinem Wesen auch durchaus kein Motiv, das ihn veranlassen könnte, nach aussen hin eine Bewegung hervorzurufen. Und was seine Schöpfung, die Welt, betrifft, die er so ohne Grund in's Leben gerufen, so geht diese, wie sie den Anstoss einmal erhalten hat, ohne sein Zuthun und ohne dass sie Rücksicht auf ihren Schöpfer nimmt, weiter und schlägt sie auch eine Richtung ein, welche sie am Ende einigermaassen in die Nähe der Gottheit bringt, sie in ihrem Wesen sich derselben anschliessen lässt, so ist dieses wiederum nur eine unbegründete, nicht auf dem Wege des logischen Schlusses gewonnene Thatsache. — Zwar ergeht sich Aristoteles, wo er den Begriff seiner Gottheit auszumalen sich müht, in hoch erhabenen Gedanken und Schilderungen; er theilt derselben alle Eigenschaften mit, die einem absoluten, unendlichen Geiste zukommen, doch findet er weder Anklänge davon in der Welt, von denen ausgehend er zur Gottheit sich erhöhe, noch macht er umgekehrt von deren Eigenschaften eine Anwendung auf jene, dass er sie und ihre Bewegung daraus ableitete.

Den letzten Versuch, diese Kluft zwischen Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Geist und Natur zu überspringen, machte der Neuplatonismus. Dieser, eigentlich mehr eine Lehre, als eine Philosophie und vielleicht nicht ganz dem Einflusse des zu seiner Zeit schon erschienenen Christenthums fremd, liess aus dem absoluten, göttlichen Prinzip, das er aufstellte, die Welt durch Emanation hervorgehen, wie auch die Seele, die aber vor den übrigen Dingen das Vorrecht besitzt, aus der Sinnenwelt, daran sie auf Erden gefesselt ist, zu der Vernunftwelt, die sie nicht aufhört als ihre Heimath zu erkennen, zurückzustreben und zwar durch ein negatives Verhalten gegen alles nur Natürliche, Sinnliche, durch Askese. Durch die Ideenwelt, die hier Abbild des Göttlichen selbst ist, gelangt sie endlich zu der unmittelbaren Vereinigung mit der Gottheit, in die sie sich be-

wusstlos versenkt und verliert. Allerdings ist der Zwiespalt, der bisher in der Philosophie obgewaltet hatte, hier überwunden; die Welt geht aus der Gottheit hervor, und was schätzenswerth in der Welt ist, kehrt zur Gottheit zurück; aber die Aufgabe ist keineswegs auf eine Weise gelöst, wie sie dem denkenden Bewusstsein genügen kann. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir versuchen, alle Mängel und Fehler im Neuplatonismus darzulegen; sein Grundton überhaupt ist Mystik und Schwärmerei, Phantasie und Glaube, der ohne Prüfung am Ueberlieferten hängt. Er springt über in seinen Schlüssen ohne Vermittlung des Gedankens und giebt im verzweifelten Bestreben, um jeden Preis sein Ziel zu erreichen, alle Philosophie auf.

Unterdess hatte Christus den Begriff der göttlichen Liebe und der menschlichen Freiheit in die Welt gebracht und durch die That und in Wirklichkeit die Versöhnung vollzogen, die das Alterthum und seine Philosophie vergebens erstrebt hatten. Die dunkle Ahnung des menschlichen Geistes war strahlende Wahrheit geworden; jetzt mochte sie erkannt werden. Hat nun unsere Philosophie diese Versöhnung zu unserm Bewusstsein gebracht?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die christliche Philosophie auf allen ihren Wegen und Umwegen begleiten, aber noch Kant sprach auf zweifelhafte Weise von den Erscheinungen der Welt und stellte noch neben die theoretische Vernunft die practische; Fichte läugnete die Wirklichkeit der Natur und sah sie nur als ein Gebilde unseres Geistes an, der sie sich schafft, um einen Gegenstand für seine Pflichtübung zu haben — ein Verfahren, welches der gesunde Menschenverstand nicht billigt; Schelling leitete Natur und Geist aus einem dritten, höheren Principe ab, Absoluten, das sich in beiden, wie in seinen Abbildern erblickt, stellte aber damit, indem er von unserer Vernunft verlangt, sich eine Vorstellung von etwas zu machen, das nicht in ihrem Bereiche liegt, eine Forderung an unser Den-

ken, der dieses nicht nachkommen kann. Hegel endlich hebt — wir wollen nicht untersuchen, ob im Einzelnen auf ganz makellose Weise, doch auf demselben Wege, den auch die Geschichte und das menschliche Leben nehmen — das bloss natürliche, sinnliche Sein durch Sittlichkeit in das rein geistige auf. Wir müssen wohl zugestehen, dass er erlangt hat, was die alte Philosophie zu erreichen nicht im Stande war, und das verwirklichte, was jene nur als Forderung aufstellte. — Eine andere Frage ist es, ob Hegel damit alles Verlangen des menschlichen Daseins ausgefüllt und alle Philosophie für immer abgeschlossen habe. Die Vereinigung unserer beiden Existenzweisen, von Natur und Geist, ist durch Aufhebung der ersteren in den letzteren vollbracht worden, aber eine neue Kluft hat sich aufgethan. Werfen wir einen Blick hinein. Das Positive in des Aristoteles Lehre war ohne Zweifel, wie wir schon ausgesprochen haben, die Anerkennung des Strebens der Materie, sich zweckmässig zu gestalten — denn die Vernunft des Aristoteles ist wenig mehr als Zweckmässigkeit; auf ganz ähnliche Weise erkannte Hegel das Bestreben der natürlichen Dinge, sich sittlich zu bilden. Aber wie der Grieche nicht zum absoluten Geiste gelangen konnte, ohne ihn zu vernichten, so gewinnt unser Philosoph auch nicht die reine Sittlichkeit, ohne sie untergehen zu lassen. Denn die Hegelsche Idee ist ein ganz abstractes, wesenloses Wesen und findet Existenz nur, so lange sie am Sinnlichen haftet; sein Fortbestehen in der Idee ist in Wahrheit dem Nichtbestehen gleichzuachten. Ein rein geistiges Dasein genügt nicht mehr; es muss Etwas geben, was darüber hinausreicht und festeren Bestand hat, ein unvergängliches Ich. Was kann dieses Ich aber, will es nicht ein neblichter Hintergrund, ein dunkler, undurchsichtiger Punkt bleiben, anders sein als die lichte, leuchtende göttliche Liebe? Und das ist es, was unsere Vernunft noch von der Philosophie fordert, dass sie den Raum zwischen dem Geistigen und dem Göttlichen ausfülle. Im Alterthum bestand,

wie wir gesehen haben, ebenfalls schon eine solche Verbindungslosigkeit zwischen der Welt und der Gottheit und ihre Abstellung war damals unmöglich. Denn die Gottheit erschien stets als etwas Unbewegtes, Regungsloses, was durchaus in keiner Beziehung zu der Welt stand. Das Christenthum hat aber, indem es die Gottheit in einen Gott verwandelte und in letzterem durch die göttliche Liebe selbst eine Bewegung setzte, die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Gott und Welt hergestellt. Auf der andern Seite spricht es auch die heil. Schrift aus, die überhaupt so Manches enthält, was die stolze Philosophie unsers Jahrhunderts ausschliesslich für ihr Eigenthum ausgeben möchte, dass wir Menschen göttlichen Geschlechtes sind. Suche die Philosophie dieses zu begreifen; es wird keines Sprunges bedürfen von da aus, wo sie jetzt steht. Sie wird sich vielmehr wohl mit einem langsamen Gange begnügen müssen, denn der Mensch erkennt nur den Geist, der ihm gleicht; Gott nicht eher, als bis er in dessen unmittelbaren Nähe steht.

Fügen wir als Schluss der Betrachtung noch einige vergleichende Bemerkungen über die Länder und die Völker hinzu, die hauptsächlich als Träger der alten und neuen Geschichtsentwicklung auftreten. Es war sicher dieselbe Vorsehung, die den Gang der Geschichte überwachend leitete und die die Orte bestimmte, wo das grosse Schauspiel sich entwickeln, und die Menschen erwählte, die die Rollen darin übernehmen sollten. In Hellas, dem Lande der schönen Mitte, das weder die Gluth des Südens noch die Rauigkeit des Nordens zu hart traf, musste wohl ein Geschlecht entstehen, so mässig, edel und schön, wie das Griechische, das eben so gesichert war vor verunstaltenden Auswüchsen, wie vor Unterdrückung seiner natürlichen Entwicklung. Und wie hätten in einem Lande, wo ewig blühende Fluren zum ruhigen Genuss des Lebens einluden und wo der Blick auf das weite Meer kühne und hohe Gedanken im Menschen erweckte; wo neben einander sonnige Felsengipfel zur lauten

Lust und kühle Grotten zum Nachdenken aufriefen; schattige Bergesabhänge dem Gelage des Bacchus Schutz boten und dunkle Hayne den Sinn zur Verehrung der Götter wandten; wo gleich willfährig die Rose den Liebenden und der Lorbeer den Helden bekränzte — wie hätten da die Sinnenwelt und die Welt des Geistes sich nicht in gleicher Herrlichkeit fühlen sollen? — Unser Land, dessen Blüthen ebenso sehr unsere Pflege in Anspruch nehmen, wie sie uns erfreuen; dessen Früchte mehr dienen, des Lebens Nothdurf zu gewähren, als Genuss zu bereiten, ist ein Land, wo Entsagung leichter wird; wo oft das Innere dem Menschen die schönsten Auen bieten muss, darauf er sich ergeht; wo ein einengender Winter uns zum Nachsinnen und häufig ein karger Frühling zum Hoffen auf die Zukunft einlädt. Wahrlich! unsere dunklen Nebelwolken würden unerträglich erscheinen, wenn nicht das Licht eines dahinter liegenden reineren Himmels sie mit goldener Einfassung umzöge.

So unterscheiden sich auch die Völker: die Griechen, die Lieblingskinder der Natur und der Vorsehung, ein zartes Geschlecht, gebildet aus dem feinsten Stoffe; gleich blühend an Schönheit der Gestalt und Anmuth der Seele, ganz geeignet, glückliche Bürger dieser Erde zu sein; dagegen die Germanischen Stämme, die Märtyrer der Geschichte, kräftig und rauh wie ihre nordischen Felsen, keusch wie ihr Schnee, rein wie das Eisen ihrer Berge, gewaltig und zerstörend auftretend, die Bildung der Welt scheinbar vernichtend, als ob vor den entfesselten Titanen der Unterwelt die neue Götterdynastie nach kurzer Dauer ihrer Herrschaft erlegen wäre. Der Grieche war mehr erfüllt von Begierde, der Germane von Leidenschaft; jener war mehr mit Empfindung, dieser mit Gefühl begabt. Der Grieche hatte mehr Klarheit des Blickes, der Germane Feuer des Auges; jener mehr Reizbarkeit der Sinne, dieser Ausdauer der Nerven. Den Griechen zeichnete Schärfe des Geistes, Reinheit der Phantasie aus; den Germanen Grösse der Seele und Erhabenheit der

Gedanken: Was dieser aber als sein besonderes Eigenthum betrachtet, das ist die Tiefe des Gemüths, die allein ihn fähig machte, die Verheissung des heil. Geistes zu empfangen: Nicht um zu geniessen, zum Kampf ist der Germane berufen, aber nur die Art der menschlichen Glückseligkeit hat sich verändert. Der Epheukranz, der das Haupt des Griechen schmückte, hängt nun als die Palme des Sieges am fernen Ziele; und beschattet diese auch nicht die erhitze Stirn des Ringers, so weht doch erquickende Kühlung von ihr herüber.

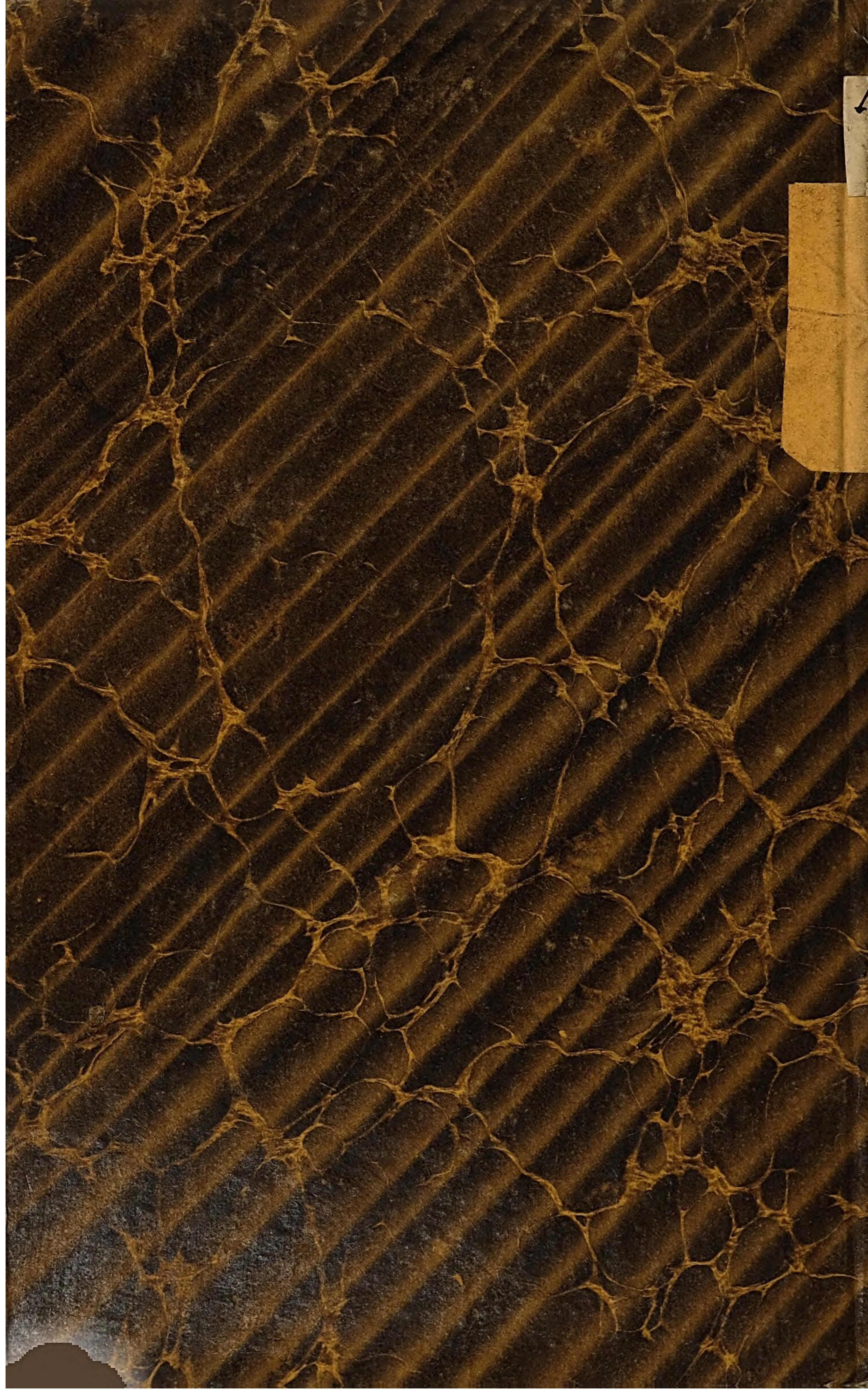
Nicht überflüssig möchte noch ein Wort sein über den Verlauf der Geschichte selbst, der ebenfalls in der Folge der Zeiten seine Weise ändert.

Wenn man sagt, im Alterthum habe jene nur Interessen, in der christlichen Zeit vielmehr Prinzipien verfochten, so thut man nicht nur der alten Geschichte Unrecht, sondern man begeht auch den Fehler, da einen völligen Gegensatz zu setzen, wo nur von einem Unterschiede die Rede sein kann. Sind z. B. die Kämpfe der Demokratie gegen die Aristokratie in Athen, das Ringen der Plebejer gegen die Patrizier in Rom nicht durchaus ähnlicher Natur mit den Bestrebungen des Mittelalters und der neuern Zeit gegen Lehnswesen und Feudalherrschaft? war der Gegenstand und das Ziel aller dieser Kämpfe nicht ein Princip? Im Alterthum galt es die Gleichberechtigung aller Bürger; in unserer Zeit die aller Menschen. Die Schlacht bei Marathon, wo Miltiades die Perser überwand, wurde gewiss mit eben dem Bewusstsein geschlagen wie der Kampf bei Tours, wo Carl Martell die Araber besiegte. Und treten in der christlichen Zeit keine Interessen hervor? Wo haben Herrschsucht und Habgier wohl mehr gehauset als in unserer Geschichte? Freilich tritt da zum Ersatz auch mehr die Ironie der Vorsehung in Kraft, die Interessen verfechten und Principien gewinnen lässt. Der eigentliche Unterschied aber zwischen alter und neuer Geschichte beruht darin, dass jene sich

mehr in ruhiger, naturgemässer Entfaltung weiter bewegt, diese aber, wenn auch nicht in so ebnem, reinem Flusse, doch mit mehr Bewusstsein fortschreitet. Im Alterthum gehörte der Mensch ausschliesslich dem Augenblicke, der Gegenwart an; wie viel er auch seine Orakel befragte — er drang in das Dunkel der Zukunft nicht ein und konnte seine Vorbereitungen nicht nach weit hinausgehenden Berechnungen treffen, noch sein Streben richten auf ein fernes, erst in seinen Gedanken existirendes Ziel. Dennoch brauchte er sich dem Zufall nicht zu überlassen; die Geschichte arbeitete für ihn und sorgte für seine höheren Bedürfnisse; der Mensch konnte ihr um so leichter sich hingeben und ihrem Gange folgen, als diese denselben Weg der natürlichen Entwicklung nahm, der seiner eigenen Natur vorgeschrieben war. Die alte Geschichte beschäftigte sich hauptsächlich mit der Bildung der Staaten, und wir haben schon, als wir von diesen sprachen, auf deren Entwicklungsweise aufmerksam gemacht. Es gibt wirklich kaum einen passenderen Vergleich, als der ist, welcher in der Griechischen Bildungsgeschichte die Abstufungen des Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters findet. Die Kämpfe, die die Griechen bis zur Zeit ihrer höchsten Ausbildung zu bestehen hatten, beschränkten sich meistens auf die Abwehr äusserer, störender Einwirkungen auf ihre eigenen Angelegenheiten. Als man in diesen selbst anfang, auf revolutionärem Wege zu verfahren, eilten sie ihrem Untergange entgegen.

In der christlichen Zeit geht oft der Mensch der Geschichte voraus und bestimmt mit prophetischem Blick ein gewisses Ziel, das dieselbe erreichen muss. Ja, man kann sagen, das Bewusstsein des Menschengeschlechts ist es hauptsächlich, was den Gang der neuern Geschichte bedingt; was dieses einmal als vernünftig und nothwendig erkannt hat, das verwirklicht letztere jedes Mal, ohne irgend ein Opfer zu scheuen. Zwar bedient sie sich noch oft des Schwertes, doch die Kräfte, durch die sie ihre letzten Erfolge erreicht,

sind immer moralischer Natur. Vor dem sittlichen Verlangen der Menschen, vor der öffentlichen Meinung im edleren Sinne haben stets die gewaltsamen Einrichtungen des historischen Rechtes in Gefahr gestanden und allmählig weichen müssen; so in der Reformation die Hierarchie, in der Revolution die absolute Monarchie. Das eben ist der Charakter der neuern Geschichte, dass sie, ihre eigenen alten und veraltenden Formen abstreifend, in dem Streben, die Forderungen der Vernunft zu verwirklichen, sich zu immer freierer Selbstbestimmung zu erheben sucht.



Eye, August Johann Ludolf <<von>>,

Classisches Alterthum und christliche Zeit Inaugural-Dissertation

Göttingen 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.h.o.21

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11686546-0